

März

No. 3

1897

Märzfeier und Centenarfeier.

Von

Paul Kampffmeyer

(Friedrichshagen.)

Hart aufeinander plätzen in diesem Jahre zwei Feste, so verschiedenartig in ihrem Charakter, wie sie nur immer sein können. Am 18. März wallfahrtet das Volk der Blousen zu dem Massengrab der Revolution, und am 22. März giebt sich die Welt der Orden, Fracks und Tressen ein Stelldichein am Kaiser Wilhelm-Denkmal.

In dem 18. März ehren wir die weltgeschichtliche Initiative des Volkes zur Begründung seiner Einheit und Freiheit. Am 18. März zersprengte das Volk die Bande des Polizeistaates und trat kraftvoll handelnd auf die weltgeschichtliche Bühne. Nach den ruhmreichen Kampfestagen des März drückte die allgemeine Begeisterung des Volkes selbst einem Friedrich Wilhelm IV. das Symbol der Einheit und Freiheit Deutschlands, die schwarz-roth-goldene Fahne, in die Hand.

In der Centenarfeier huldigt ein Theil des deutschen Volkes dem Kaiser Wilhelm I. als dem Begründer der deutschen Einheit. Weihrauchwolken über Weihrauchwolken steigen heute für ihn zum Himmel empor. Der ruhige, bescheidene Greis, in dessen Wesen nie ein dämonischer, übergewaltiger Zug lag, wird aus seinem Grabe geweckt und soll den Heroengestalten, den Alexander und Karl, voranziehen. Was Wunder, baute er doch nach der Meinung vieler unserer Historiker allein das deutsche Reich auf. Er war der bauende König, der erst den Kärnern und Werkleuten zu thun gab, und das deutsche Reich war seine geniale Schöpferthat. Gottbegnadete Helden formen und gestalten den spröden Stoff der Geschichte. „Die Weltgeschichte ist nur die Lebensaufgabe grosser Männer.“

Die Altäre des Heroenkultus flammen auf, und der alte Carlyle erhebt seine Stimme:

„Für mich nun wird unter solchen Umständen die Frage der Heldenverehrung zu einer Thatsache von unaussprechlicher Kostbarkeit; ja, die trostreichste Thatsache, die man gegenwärtig in der Welt erblickt. Eine unvergängliche Hoffnung für die Leitung der Menschheit liegt in ihr. Wären alle Ueberlieferungen, Einrichtungen, Satzungen, Gesellschaftszustände, die je die Menschheit angeordnet hat, entschwunden — diese würde bleiben: die Gewissheit, dass uns Helden gesandt werden, die

Befugniss, die Nothwendigkeit für uns, Helden, wenn sie gesandt sind, zu verehren: das glänzt wie der Polarstern durch Rauchwolken, Staubwolken und alle Art Zusammensturz und Feuersbrunst hindurch.“

Erkennt der Historiker dem Heroenkultus eines Carlyle eine tiefe und allgemeine Berechtigung zu, so kann er jedesmal laut die Ruhmesdrommeten erschallen lassen, wenn sich ihm eine historische Persönlichkeit in dem blendenden Lichte eines Herös zeigt. Nun erblicken heute viele unserer Historiker in dem alten Kaiser eine übermenschliche Grösse, vor der sie sich demüthig in den Staub werfen müssen. So entwirft der Professor Lorenz ein so farbenprächtiges, so kühn phantastisches Bild von dem todtten Kaiser, als wären die gewaltigsten Geisteskräfte und die bedeutendsten Charaktereigenschaften, mit denen je ein Herrscher begnadet war, in die Wiege dieses Fürsten hinabgestiegen. Nicht mit dem Gefasel eines simplen Dorfschulmeisters, der sich vielleicht aus einem historischen Leitfaden von wenigen Groschen seine bedeutenden Geschichtsanschauungen gebildet hat, nein mit der tiefen Weisheit eines bekannten Professors haben wir es hier zu thun. Wenn die Männer, denen die gute Klio selbst ihre Wahrheiten zuraunt, nur solche Zerrbilder von Wilhelm I. zeichnen können, wie Professor Lorenz, dann werden wir uns wohl ein Urtheil über die Berechtigung des Kultus bilden können, der heute mit der Person dieses Kaisers von den oberen Zehntausend getrieben wird.

Weit über die Riesenhäupter der Alexander und Napoleon hinaus lässt Professor Lorenz den Genius Kaiser Wilhelms fliegen. Diese staatengründenden und staatenzerstörenden Herrscher wären ja nie auf den Höhen der Menschheit gewandelt, hätte sie nicht ein fanatischer Glaube an bestimmte Sterne da hinaufgehoben, während Kaiser Wilhelm, klug überlegend und berechnend, aus eigener Kraft seine Bahn aufwärts ging. „Das Heldenthümliche in seiner Geschichte“, so schreibt Lorenz in der sogenannten ersten Zeitschrift unseres Volkes, in der „Deutschen Rundschau“ über Kaiser Wilhelm, „liegt weit mehr, als bei irgend einem anderen seiner Vorbilder, in der bewussten Vorbereitung zu Allem; in der Ausschliessung des Zufalls; in der Ueberlegenheit der Kraft, die das treulose Glück dienstbar zu machen und zu unterwerfen weiss. Alexander der Grosse und Napoleon haben gleich Mohammed dem Propheten einen fatalistischen Glauben an ihnen besonders zugewandte Sterne nöthig gehabt, um das Aussergewöhnliche zu vollbringen; in der Geschichte unseres Kaisers dagegen scheint sich Alles wie auf einem Schachbrett entwickelt zu haben, auf welchem die trefflichsten Spieler Zug für Zug überlegen.“

Doch diese überschwänglichen Worte erfassen noch nicht die ganze Grösse des verstorbenen Kaisers. Um die Schläfe dieses Herrschers sieht Professor Lorenz selbst die Hoheit einer Goetheschen Lebensauffassung spielen. „Es hat vor Kurzem“, so schreibt er, „Jemand, der ein grosser Kenner Goethe'scher Lebensauffassung ist, nachweisen zu können gemeint, dass auch davon Einiges in Kaiser Wilhelms Natur gelegen habe, und wirklich fehlte ihm die klassische Ausgeglichenheit des inneren Wesens nicht, die man an dem Weimar'schen Olympier hervorhebt.“

Die schlichtesten Bemerkungen Kaiser Wilhelms klingen in den Ohren des Professors wie Delphische Orakelsprüche. Der sehr naheliegende

Gedanke, dass Preussen entweder vorwärts muss oder in die zweite Reihe der kleineren Mächte Europas zurücksinken wird, erscheint dem Professor Lorenz so ungeheuer gewaltig, dass er mit besonderem Nachdruck hervorhebt, dass Prinz Wilhelm nicht einmal vor dieser Idee scheute. Der Prinz schreibt im Jahre 1824 an den General von Natzmer: „Auch Allirte wird eine Nation nicht mehr finden, die freiwillig ihren Rang aufgibt und daher den Auswärtigen ein Rival weniger ist, für dessen Wiederaufleben keine Partei Interesse hat und fühlt. Und wenn man nicht mehr sein will, warum noch etwas scheinen wollen und deshalb mit ungeheuren Kosten eine Armee halten.“

Die Lichtfülle dieser Worte versetzt die ganze Seele des Professors in Schwingungen, und sie ergiesst sich in folgendem Dithyrambos: „So sprach und dachte der Mann der Zukunft, der den Pulsschlag der Nation verstand und das Geheimniss der Volksseele zu errathen wusste.“

Helden machen die Geschichte, sie machen sie dank ihres scharfen Schwertes. Daher schuldet die deutsche Nation alle ihre Errungenschaften auf politischem Gebiete dem Schwert des deutschen Kaisers. „Weichmüthige Stimmungen“, schreibt Professor Lorenz, „wie sie sich in Zeiten starker geistiger und litterarischer Beschäftigungen unter den Menschen zu entwickeln pflegen, möchten es, je mehr man dem Kaiser Wilhelm auch als Friedensfürsten bereitwillige Ehrfurcht zollte, nicht gerne gelten lassen, dass die eigentliche weltgeschichtliche Arbeit dieses Monarchen in seinen Kriegserfolgen lag, und dass man nur seinem gewaltigen Schwerte zu verdanken hätte, was heute die deutsche Nation an politischen Gütern besitzt.“

Für die politischen Errungenschaften der revolutionären Volksbewegung von 1848 ist das Auge des Professors blind.

Der grossen Revolutionsperiode, in welcher der preussische Feudalstaat krachend zusammenbrach, und die ersten Fundamente für die bürgerliche Freiheit gelegt wurden, gedenkt nur Professor Lorenz, um Schmach auf Schmach auf jene Zeit zu häufen. Pöbelhaft betrug sich das Volk, als es den Prinzen von Preussen verwünschte, der in jenen Märztagen kein Nachgeben, keine Konzessionen, sondern nur den Kampf bis zum Verbluten kannte, treulos war Berlin, das sich nicht ruhigen Herzens in Grund und Boden kartätschen liess, schnöde Undankbarkeit erfuhr Prinz Wilhelm, da er, ein zweiter Calvin, sein Vaterland verlassen musste.

„An jenem Tage“, schreibt Professor Lorenz, „an welchem der Prinz von Preussen als einsamer Flüchtling ein befreundetes Pfarrhaus suchte, um alsbald unter den Verwünschungen des Pöbels eine Freistätte in England zu finden, verhüllte der Genius der deutschen Nation sein Haupt, aber der Held der Zukunft erfuhr eine Prüfungszeit, die ihm Geist und Gesinnung stärkte. So hatte Calvin sein treuloses Genf verlassen, um als siegender Heros des neuen Glaubens zurückzukehren. Dem Prinzen von Preussen war erst noch das schwerste verhältnissvollste und traurigste Amt auf die Schulter gelegt, die Revoluion selbst zu besiegen. Auch in dieser kriegerischen That, der der Genuss sieghafter Freude nicht verstattet war, lag eine Vorbereitung für den grossen Beruf.“

Die Blutarbeit des Standrechts betrachtet Professor Lorenz somit auch als „eine Vorbereitung für den grossen Beruf“ Wilhelms I.

So ganz geblendet ist der Professor Lorenz von dem Sonnenglanze, der das Heldenhaupt Wilhelms I. umschwebt, dass er nicht mehr die Spuren erkennt, welche die Thätigkeit seines Abgottes in den Tagen der Revolution zurückliess. Schon als sich die ersten Vorboten der revolutionären Stürme zeigten, blickte die Reaktion auf den Prinz von Preussen als auf den rettenden Ritter St. Georg, der mit mächtigen Streichen den revolutionären Drachen tödten sollte. Damals schrieb Leopold von Gerlach, ein Haupt der Hofkamarilla, ein Promemoria für ihn, das ihm eine führende Rolle in der militärischen Ueberwindung der Revolution zusachte.

„Die einzige Art, der Revolution zu widerstehen“, schreibt Gerlach in seinen „Denkwürdigkeiten“, „war jedwede Konzession zu vermeiden, statt Landtage eine Armee zu versammeln, den Bund aufzufordern, sich anzuschliessen, dem Prinzen von Preussen das Kommando am Mittelrhein, einem Erzherzoge das einer Reserve in Franken zu geben, und so ohne unmittelbar in die innere Politik einzugreifen, den deutschen Fürsten einen Halt zu verschaffen. In diesem Sinne schrieb ich ein Promemoria für den Prinzen von Preussen.“

Aus Varnhagen's „Tagebüchern“ ist später bekannt geworden, dass der Prinz von Preussen nicht dem brudermörderischen Kampfe Einhalt thun, sondern unter Umständen den Aufruhr mit Kartätschen niederdonnern wollte. In einer unversöhnlichen Stimmung traf von Gerlach damals den Prinz von Preussen.

„An dem Kandelaber“ so schreibt er „sprach ich zuletzt den Prinzen von Preussen. Ich sagte ihm, dass ich mich freute, dass es wieder zum Kampf gekommen wäre, die Feinde hätten wir wieder gegenüber und nicht wie heut Vormittag unter uns. Er meinte, der König hätte das Recht, jetzt alle seine Konzessionen zurückzunehmen.“

Verzerrt, vollkommen verzerrt, spiegeln sich die historischen Ereignisse in dem Kopf des Professor Lorenz wieder, und die erste Zeitschrift Deutschlands, die „Deutsche Rundschau“, hält es für eine Ehre, diese verzerrten Bilder einer geschichtlichen Bewegung in ihre Spalten aufzunehmen. Aber kann ein Mann wie Lorenz denn wahrheitsgetreu die geschichtlichen Ereignisse auffassen, der auf einem derartigen Standpunkt der Heldenvergötterung steht, und der die blutige Waffe als das einzige gestaltende und ordnende Mittel in Staat und Gesellschaft betrachtet. „Noch ist kein Mittel bekannt geworden“, so ruft er einmal mit voller Lungenkraft aus, „Staats- und Gesellschaftszustände zu ordnen und zu bestimmen, welches nicht ebenso von den Agamemnon, Hannibal, Caesar oder den Makkabäern als die ‚äusserste Vernunft aller Nationen‘ erachtet und gehandhabt worden ist.“

Da kann denn die Geschichte nur Kriegshelden als grosse Männer stehen lassen. Und Professor Lorenz und alle die Männer und Frauen, die in Kaiser Wilhelm den Begründer der deutschen Einheit sehen, haben von ihrem Standpunkt Recht, wenn sie heute ihrem Herrn opfern. Das Schwert gestaltete und ordnete nach ihrer Ansicht die deutschen Ver-

hältnisse, das Schwert, dessen Knauf in der übermächtigen Hand eines Helden, wie Wilhelm I., ruhte!

Während nun bei der Centenarfeier die oberen Zehntausend demüthig ihr Knie vor dem Heros und seinem blanken Schwerte beugen, gedenken am 18. März erhobenen Hauptes Millionen und abermals Millionen im Volk der grossen idealen Einheits- und Freiheitsbestrebungen, die Deutschland innerlich frei und einig machten. Für sie ist der 18. März der Endpunkt der früheren zahlreichen Volksbewegungen und der Ausgangspunkt der neueren.

Welch reiche Fülle von Ereignissen, welche eine propagandistische Riesenarbeit war nothwendig, um die deutsche Einheits- und Freiheitsbewegung tief in das Auge des deutschen Volkes einzugraben!

Das herrliche Massenaufgebot der Freiheitskriege sah zuerst einen grossen Theil der deutschen Männer in treuer Waffenbrüderschaft. Aus der Bluttaufe jener Kriege ging die erste deutsche Einheits- und Freiheitsbewegung hervor. Der Geist der Freiheitskriege waltet dann in der Burschenschaft, er führt zu der begeisterten Huldigung des Einheitsgedankens, zu dem Wartburgfeste. Nach diesem Feste und nach dem unglücklichen Attentate Sand's wird der Einheitsgedanke aus der lärmenden Oeffentlichkeit in die Verschwiegenheit der geheimen Burschenschaften gedrängt. Hier entfaltet er eine unermüdliche Propaganda. Rastlos tobt die Meute der Demagogenverfolger gegen die deutsch-patriotischen Bestrebungen der Jünglinge. In dem Gefängniss siecht mancher deutsche Jüngling dahin, dem die Einheit des Vaterlandes heilig wie ein Gebet durch die Seele zog.

Die Julirevolution wirft dann ihre Feuerbrände nach Deutschland hinüber. Die Massen Süddeutschlands kommen in Fluss, sie führen das Wort in Volksversammlungen und Volksfesten und drängen stürmisch auf die Verwirklichung des deutschen Einheits- und Freiheitsgedankens. Weit hinaus in das Land schallt der Jubel des deutsch-patriotischen Hambacher Festes. Wieder holt die Reaktion zu vernichtenden Streichen aus, einen kopflosen Putsch, den Frankfurter Wachensturm, klüglich zu freiheitsmörderischen Massregeln benutzend. Die liberale Presse wird zu Boden geschlagen, und es füllen sich die Gefängnisse mit Demagogen. Mehr als 1800 Personen werden wegen revolutionärer Umtriebe in die Kerker geschleppt. Trotz alledem erwachen die Massen mehr und mehr zu einem regen politischen Leben. Die Schöpfungen Jungdeutschlands leihen ihrer revolutionären Erbitterung kräftige, zündende Worte. Die Zeitungen erhalten eine schärfere politische Färbung, und eine reiche Broschürenlitteratur pflügt die bisher noch unberührten Schichten des deutschen Volkes um. Nach einer ernsten und grossen propagandistischen Arbeit reift endlich die Revolution von 1848 heran. Alldeutschland sieht sich zuerst in einem deutschen Parlamente in Frankfurt vereinigt. Hier wird die deutsche Reichsverfassung geboren, hier giebt sich das Volk selbst ein Oberhaupt, einen Kaiser. Doch Friedrich Wilhelm III. weist frostig die Kaiserkrone zurück, die ihm die Nationalversammlung brachte. Die Krone war ihm eine „Strassenpflasterkrone“, die „mit dem Ludergeruch der Revolution“ behaftet war.

Die Märzfeier, das Fest der Revolution von 1848, hat somit eine deutsch-patriotische Bedeutung, und unsere Feier gilt der Weihe all der kühnen Einheits- und Freiheitsideen, die in jenem wilden Jahre wetterleuchteten. Hätten die grossen Bestrebungen von 1848 ihr Ziel erreicht, so wäre schon damals ein fester Boden für den Emanzipationskampf der Arbeiterklasse gewonnen worden. Und deshalb gedenken wir begeistert des grossen „tollen Jahres“ von 1848.

In der Centenarfeier prägt sich ein gewisses Gefühl der Befriedigung über das Erreichte, das Errungene, aus. Es ist gleichsam das Fest der Zufriedenen, der Satten, die sich im glücklichen Besitze alles dessen wissen, was sie einst erstrebten. Gewiss ein grosser Theil der Bourgeoisie und des höheren Beamtenstandes kann sich heute fröhlichen Herzens an die reichbesetzte Festestafel der Centenarfeier setzen. Für sie gilt die weltgeschichtliche Arbeit als gethan, und nun folgen nach den sauren Wochen die frohen Feste. Ihre sozialen Interessen finden volles Genüge in der gegenwärtigen Welt. Dort reifen ihnen goldene Aehren, dort füllen sich ihre Scheuern und Tennen. Behaglicher Frieden geht von ihren reichen Divans und bunten Sesseln aus. Volle satte Farben befriedigen ihr Auge, und ihre Glieder strecken sich behäbig in der molligen Wärme ihrer Zimmer. Nur der Märzsturm, orkanartig anschwellend, beunruhigt sie. Solange er natürlich ihre Mühlen klappern liess, war er ihnen ein erwünschter Gehilfe, jetzt aber, da er sie gewaltig umstost, wollen sie ihm, wie einst Xerxes dem nassen Elemente, Fesseln anlegen.

Die Märzfeier ist das Fest der unruhigen, vorwärtsstrebenden Elemente, es schaut in die Zukunft hinaus und sieht dort neue Welten im wunderbaren Frühlicht erglänzen. Höhere Wirthschaftsformen, entwickeltere Gemeinschaftsverbände harren dort der vorwärtsstrebenden Menschheit. Und diese auf friedlichen und geebneten Wegen zu erreichen, dahin geht der glühende Wunsch der deutschen Arbeiterklasse. Daher ist den deutschen Arbeitern auch so fest das Ideal von 1848, ein wirklich freies und einiges Deutschland, an das Herz gewachsen. Dort würden sie ein weites Thätigkeitsfeld für eine friedliche und doch grundstürzende soziale Arbeit finden. Der leitende Gedanke der deutschen Arbeiter, immer höhere Gemeinschaftsformen für das gesammte Leben der Menschheit zu schaffen, kann sie nie zu Feinden der deutschen Einheitsbewegung machen. Sie, die in dem Niederwerfen jeder rückständigen partikularistischen Schranke einen beträchtlichen Fortschritt sehen, werden stets an der einmal errungenen deutschen Einheit festhalten. Als einst vom Ministertische — wohl mehr komisch als ernst — der deutschen Volksvertretung mit der Auflösung des Reiches gedroht wurde, da gab ein Sozialdemokrat die treffende Antwort: Wenn Sie die Reichsbude zumachen, machen wir sie wieder auf. Dies Wort möge heut Denen in den Ohren dröhnen, die unserem arbeitenden Volk eine wirklich nationale Gesinnung, ein weites und grosses Gefühl für die Einheit und Freiheit Deutschlands, absprechen. Allerdings feiern wir nicht den 22., sondern den 18. März, den Tag, an dem das Volk seine politischen Geschicke selbst in die Hand nahm. Wir können den 22. März nicht festlich begehen,

denn mit dem Namen Wilhelms ist unlöslich der Name Bismarcks verknüpft. Mit ihm tauchen die Zeiten der babylonischen Knechtschaft der deutschen Arbeiterklasse auf, wo sie an Händen und Füßen gefesselt einherging, und wo ihr die Scorpionen ausnahmegesetzlicher Bestimmungen blutige Striemen auf den Rücken zogen. Bismarck, ein macchiavellistischer Staatsmann durch und durch, sprach mit vollständiger Herzenskälte von einer militärischen Lösung der sozialen Frage. Noch nicht vor zu langer Zeit enthüllte sein Sprachorgan, die „Hamburger Nachrichten“, seine ureigensten Anschauungen über die soziale Frage. Sie schrieben:

„Ist die Möglichkeit einer militärischen Unterdrückung der sozialen Revolution doch in naher oder ferner Zukunft gegeben, muss eine Regierung, deren Blick weiter als von heute auf morgen reicht, mit dieser Eventualität rechnen, so liegt es im Staatsinteresse, darauf einzuwirken, dass der Kampf unter den günstigsten Bedingungen stattfindet. Diese Bedingungen aber verschlechtern sich zweifellos, je länger der Zusammenstoss hinausgeschoben wird. Für die nächste Zukunft kann man, falls es dazu kommen sollte, einer raschen und verhältnissmässig unblutigen Niederwerfung der sozialdemokratischen Revolution sicher sein.“

Findet der Zusammenstoss hingegen erst zu einer Zeit statt, wo die Sozialdemokratie sich weiterer Kreise der Bevölkerung bemächtigt und womöglich mit ihren Bemühungen in der Armee Erfolge erzielt hat, die ihr bis jetzt noch fehlen, so ist der Ausgang unberechenbar und kann zu den schwersten Krisen und Schädigungen der Staatswohlfahrt führen. Es ist also mindestens zweifelhaft, ob Derjenige der rechte Freund des Staates ist, der einer Hinausschiebung des Kampfes unter allen Umständen das Wort redet.“

Nicht zu den Monumenten der „Gewaltigen dieser Erde“ kann daher heute die Arbeiterklasse die Schritte lenken, nein, nur zu dem Denkmal ihres heldenmüthigen Kampfes, zu dem stillen, im dichten Gesträuch verdeckten Märzfriedhof. Dort liest sie auf einigen schmucklosen Grabsteinen die schlichte Inschrift: „Ein unbekannter Mann.“ Der unbekannte Mann, das ist sie selbst, das ist die namenlose Masse. Sie trägt auf ihrem Riesenrücken die grosse Arbeit der Kultur. Sie rührt in tausend Fabriken und Werkstätten die geschäftigen, schwieligen Hände, sie ackert auf den Feldern und steigt in die Tiefen der Erde, sie schlägt die Schlachten des Krieges, wie die der Revolution. In stiller Wehmuth gedenken wir des unbekanntes Mannes von heute, mit stolzer, froher Erwartung aber des unbekanntes Mannes der Zukunft.

Arne Garborg.

Von

Wilhelm Bölsche

(Friedrichshagen).

Wenn ich mich an Arne Garborg erinnere, so tauchen mir zwei Bilder auf — die stärksten Eindrücke, die ich von ihm habe. Zuerst er selbst, wie ich ihn hier draussen, im Kiefernwald, wo die wilde Grossstadt in einen milden, treuen Landschaftsfrieden überzugehen beginnt, gesehen habe. Einsam, schweig-

sam, in den merkwürdigen Zügen des Gesichts wie vom Sturm verwittert — aber mit den starken Augen des Mannes, der innerlich nie geknickt worden ist, der einen tiefen Grund eigener Kraft besitzt, an den kein Unsinn des Lebens rührt. Und dann das andere Bild: die Schlusszene des Romans „Bei Mama“. Die drei versinkenden Gestalten. Die Mutter, die das Leben unbarmherzig verhaun hat, obwohl sie sich so gern, so skrupellos an jedes bischen Wohlsein anpassen wollte, wie es auch war. Die Tochter, die eine Anpassung an ein bestimmtes Besseres leidenschaftlich blind suchte und nun auch todesmatt unten liegt. Und der gebrochene Mann, dessen ganze Ueberlegenheit darauf zusammenschmilzt, dass er auch noch bewusst durchschaut, wie erbärmlich die Dinge sind, die ihn fortschwemmen, und der so dem naiven Schicksal noch das Brandmal gewollten Handelns aufdrückt, ohne es doch ändern zu können. Ueber allen drei Gestalten aber der Dichter, der sie uns entgegen wirft — scheinbar mitleidlos und doch mit dem unendlichen Mitleid des echten Dichters, der in die Handlung ohne Moral mehr an anklagendem Herzen giesst, als ein schlechterer in tausend weise Zwischenreden.

In dem Mann und in der Szene lebt ein verwandter Zug. Die Person, die keine langen Reden und Gesellschaftsmittel für nöthig hält: — achtet mich direkt, im intuitiven Gefühl, oder lässt mich allein — jedenfalls laufe ich Euch nicht nach. Und die Dichtung, die ein Schicksal hinstellt: hier steht es, es wird Euch gegeben, weil Ihr es selber wohl nie so prägnant gefunden hättet, der Dichter leiht Euch sein Auge für den Zusammenschluss, das feinste Gewebe der Wirklichkeit, — aber nun macht selber moralisch daraus, was Ihr wollt, fühlt Euch erhaben — oder klagt an — oder fällt resignirt zusammen mit den Opfern der Tragödie dort das ist Euer Rest, den der Dichter nicht mehr verantwortet, und vor dem ihn nichts verpflichtet, noch ein Wort der Kritik auszusprechen über seine „Handlung“ hinaus Dieses trotzige Einsame, das im Leben die Pose, in der Dichtung die nachhinkende Moral verschmätzt, hat aber bei Garborg sehr im Gegensatz zu Andern etwas Gesundes und Frisches sich bewahrt. Es fehlt ihm jede Spur eines krankhaften Zuges, der die feste, in sich selbst verankerte Persönlichkeit zum weltfremden Sonderling und die allein aus ihren Bildern ohne Moralsatz wirkende Dichtung zur kühlen Atelierkunst abschwächte. Immer, wenn bei unsern Begegnungen mir etwas von der Hülle dieses scheinbar verschlossenen Charakters fiel, mir ein Lichtblick sich auf einen Moment aufthat in sein innerstes Wesen, so berührte es mich wie ein Hauch schlichter Volksthümlichkeit, echter Volksseele fernab von allem Verbohrten und erzwungen Einsamen einer wirklich isolirten, gleichsam im allgemein Menschlichen entwurzelten Existenz. Keiner der modernen Poeten hat äusserlich die „Einsiedelei“ so streng praktisch genommen wie Garborg. Als er bei uns zuerst bekannt wurde, ging ihm der Ruf voraus, dass er hoch im norwegischen Gebirge in fast unwegsamer Einöde mit Weib und Kind ein selbstgezimmertes Blockhaus bewohne, im Sommer ganz allein mit See und uralten Tannen, im Winter eingeschneit und nur auf Schneeschuhen ab und zu in Menschennähe auftauchend, um die nöthigsten Lebensmittel heranzuholen. Und doch ist dieser Eremit von Kolbotten mit seiner praktischen Einsiedelei, glaube ich, immer unvergleichlich viel wärmer und herzlicher mitten in der Welt und dem Volk geblieben, als etwa der alte Ibsen, der in all seiner Grösse an seinem Tisch im Caféhaus, in Sicht so

vieler lärmender Gäste und nur durch ein Fenster vom bunten Karneval einer Grossstadtstrasse getrennt, seit langen Jahren ein wahres Sonderlingsleben geführt hat, auch mit den ganzen Schattenseiten eines solchen. Und in die Dichtungen Garborg's weht aus seiner Einsamkeit von Kolbotten für mich immer etwas wie der Duft grosser, wilder, von keiner Kultur umengter Tannen, wie der gesunde, die Lungen anregende Atem weiter, unberührter Schneeflächen oder schöner schwarzer Seen zwischen Fels und Wald. Sie geben das Grundmotiv seiner Kunst, nicht der dunkle Winkel eines Grossstadtcafés, in den der starre Blick sich künstlich einschliesst wie ein Mensch, der sich Watte in die Ohren gestopft und die Brille abgenommen hat.

Garborg ist in seiner rechten Grösse bei uns in Deutschland sehr oft missverstanden worden, obwohl man sich litterarisch viel mit ihm beschäftigt hat. Der erste seiner Romane, der in deutscher Uebersetzung eine wenigstens relative Verbreitung fand und ziemlich nachhaltiges Aufsehen machte, war „Bei Mama“. Garborg war damals schon — wegen einer früheren Dichtung — in seiner norwegischen Heimath aus dem Staatsdienst herausgeworfen. Seine härteste Zeit lag grade hinter ihm, wo er mit seinem tapfern Weibe, die als echte Kameradin zu ihm stand, nicht blos aus ästhetischer Laune, sondern auch im Banne sehr harter materieller Nothwendigkeit zum „Einsiedler von Kolbotten“ geworden war. Bei uns traf das Buch gerade in den Moment, da Hauptmann's soziales Drama „Vor Sonnenaufgang“ Lärm schlug. Die Stunde war gestimmt auf soziale Dichtung. Es hatte sich im Stillen etwas vollzogen, was zwanzig Jahre früher unglaublich erschienen wäre, wenn es einer hätte auch nur halbwegs so prophezeien wollen. Damals hatten alle Weisen im ästhetischen Rathe davon geträumt, dass aus den blutigen Schlachtfeldern von Königgrätz und Sedan für Deutschland eine Hochblüthe nationaler Begeisterungspoesie heraufknospen werde. Was hat man damals nicht überhaupt alles gehofft! Und sicherlich lag die deutsche Dichtung um 1870 herum in einer Weise darnieder, dass man wohl Sehnsucht spüren durfte nach irgend einer, wenn auch bescheidenen Hochblüthe. Es kam anders. Die bewusste Begeisterungspoesie trieb nicht viel mehr als ein paar taube Reiser, die heute schon vom gesunden Stamm abknacken wie graises Holz. Nach einer längeren, unklaren Uebergangsfrist brach auf einmal dann die soziale Dichtung hervor, zunächst verzweifelt grau in grau, und ganz durchtränkt mit der denkbar schärfsten Kritik gerade der Zustände bei uns, deren stolzestes Einsetzen jene „Begeisterung“ hatte schaffen sollen. Seit langer, sehr langer Zeit, beinahe seit den Tagen vor 48 und noch früher, gerieth die deutsche Dichtung endlich wieder in ein ausgesprochen oppositionelles Fahrwasser, das sich politisch an sozialistische Ideen bald im engeren bald im weiteren Sinne anschloss und für die freiheitliche Behandlung moralischer Fragen überall die individuellsten, der Konvention meist direkt ins Gesicht schlagenden Wege sich nahm. Und gleichzeitig mit dem neuen Ideengehalt kam eine tiefe Aufrüttelung der Form, jene Welle, die das Schlagwort „Realismus“ bezeichnet und die überall da, wo man das neue Prinzip nicht gleich zur Atelierspielerei verkleinerte, eine so überaus gesunde Wirkung gethan hat.

In diese Gährung, die, gerade weil sie mit „nationaler Begeisterung“ nichts zu thun hatte, um so unbefangener auch nach dem Verwandten in fremden Sprachen griff, traf Garborg's Roman „Bei Mama“. Wenn je ein

Roman eine sozialkritische Tendenz gehabt hat, so ist es dieser. Mit einer bewussten Kraft, wie sie für diesen Zweck garnicht energischer zu denken ist, ist die soziale Lage der Personen darin als das wahre, das einzige Fatum behandelt, das über ihr Loos entscheidet. Alle moralischen Werthungen, von dem messerscharfen Anfang bis zu dem unerbittlich logischen Schluss, entspringen nicht einem hergebrachten Moralkodex, der für Gut und Böse, Schuld und Verdienst dem Dichter und Leser eine unverrückbare Norm giebt, an der die Personen gewogen sind — sondern sie fallen in die Konsequenz der sozialen Zustände — da die Handlung tragisch endigt, der sozialen Missstände.

Bei Abfassung des Werkes schon in hoher Reife des Denkens, ja in der Abklärung geradezu der reifsten Jahre, hatte Garborg diesen sicheren Standpunkt für seine Dichtung sich erringen können, obwohl die sozialen Verhältnisse seines eigenen Volkes und lokalen Beobachtungsgebietes im Engeren sehr von unseren deutschen abwichen. Einmal in ihrer starken Klarheit hingestellt, musste die Dichtung dann des sozialkritischen Grundzuges wegen auch bei uns eine ausserordentliche Wirkung thun — dem Besonnenen, indem er den grossen Zug im Allgemeinen mitfühlte und dabei die speziell norwegischen Verhältnisse als das nebensächliche ruhig mit in Kauf nahm — dem Oberflächlichen und Voreiligen freilich auch so, dass er ohne Weiteres sich von der Hauptsache fortreissen liess und sich über die Detailunterschiede nicht klar wurde. Das Letztere hat gelegentlich dazu geführt, dass man in nachträglicher Reaktion den Roman garnicht für sozial im echten Sinne gelten lassen wollte — ein Vorwurf, der um so leichter plausibel schien, weil er meist von einer Seite kam, die von der Kunstform dieser Dichtung, der realistischen Kunstform, keine Ahnung hatte und, abgesehen von der Tendenz an sich, auch noch besondere tendenziöse Lösungen an Stellen verlangte, wo diese von Garborg meisterlich gehandhabte Kunstform jedes grobe Aussprechen einer Tendenz jenseits der Handlung mit Fug und Recht als ästhetisch unerlaubte Sache ausschloss.

In seiner künstlerischen Technik ist „Bei Mama“ eine ebenso glänzende Leistung wie in seinem sozialpolitischen Ideengehalt. Die Ansätze, die in jeder schlicht volkstümlichen Erzählungsart gerade nach der Seite realistischer Technik hinüberliegen, hat Garborg unter glücklichsten Verhältnissen ausbauen dürfen, und wenigstens ein Schatten dieser tiefsten Wurzel seiner Darstellung ist wohl auch in unserer deutschen Uebersetzung gewahrt. Das naiv Sichere, das von hier stammt, hätte keine technische Klügelei, wie sie bei uns leider gleich an der Wiege unseres deutschen Realismus gegessen hat, dem Dichter Garborg ersetzen können. Es ist aber zweifellos, dass dieser Dichter noch aus feinsten Theorie und Selbstschulung einen Ausbau darauf gesetzt hat, der nur möglich war bei einem Künstler, der nicht mehr, wie die meisten unserer jüngstdeutschen Realisten, erst eine abgeklärte Kunstform suchte und einstweilen bald blind, bald mit ästhetisch sehr bedenklichen Brillen bewaffnet herumexperimentirte, sondern der für sich schon vollkommen in die Reife, die im schärfsten Sinne schon abgeklärte Reife, hineingewachsen war. Wer die Technik Arne Garborg's „roh“ findet — der Vorwurf ist erhoben worden — dem ist ästhetisch einfach nicht zu helfen. Man mag sich über die Tendenz streiten — man mag auch gegen die realistische Technik mit ihrer absoluten Beschränkung auf die Handlung ohne jede Moralrede und auf die innere, vom Leser nur intuitiv erschlossene, aber nicht in Bildern geschauten Lösung seine

Einwände haben. Aber diese Dinge bei Seite gelassen, nehme ich gar keinen Anstand, Garborg geradezu für den grössten Techniker im Roman zu erklären, der heute überhaupt lebt. Wie er mit den geringsten Mitteln, mit der denkbar schlichtesten Form und auf dem kleinsten Raum die sichersten Wirkungen auslöst, wie er fast ohne Beschreibung, rein aus der Handlung, aus zwei, drei Dialogworten, aus einem einzelnen scheinbar leicht hingeworfenen halben oder dreiviertel Satz einen Charakter gleichsam „stellt“, ihn dann mit denselben winzigen Strichen auf einmal rund macht, bis er plötzlich beinahe gespenstisch nahe aus dem Buch herausspringt als unvergessliche Gestalt — das soll ihm einer nachthun. Ich weis keinen — bei uns nicht, in Skandinavien nicht, bei den Russen nicht, noch bei den Franzosen. Ein Buch von der Technik des modernen Romans würde meines Erachtens die Besten aller dieser Nationen, die doch so Mächtiges geleistet haben, wie eine Stufenleiter unter ihm erscheinen lassen. Wobei freilich immer in Betracht zu ziehen ist, wie bei ihm der feinsten individuellen Technik jenes volkstümlich Schlichte, das ich oben erwähnt habe, zu glücklichem Bunde entgegenkommt — eine ideale Lage, die den meisten Dichtern einer raffinierten Kulturhöhe heute nicht so gegeben ist.

Auf „Bei Mama“ folgten „Müde Seelen“ — „Müde Männer“ heisst der Titel in treuerer Wiedergabe, die den Nerv besser fasst — und „Frieden“. Diese Bücher haben bei uns nicht so viel Glück gemacht. Es ist leicht zu sagen, woran das liegt. Man erwartete bei uns nach der glänzenden Probe in „Bei Mama“ weitere Dichtungen in noch strengerer sozialer Färbung. Statt dessen kamen zwei Werke, die eine ganz neue Saite anschlugen: die religiöse. Darauf war man nicht gestimmt. Ich will hier nicht die albernen Verwechslungen widerlegen, die den Schluss der „Müden Seelen“, wo der Held in den Schooss der Kirche flüchtet, um Ruhe zu finden vor den Fin-de-siècle-Aengsten und dem Alkohol, ausnutzten für die lächerliche Behauptung, Garborg selbst sei „fromm“ geworden. Durch Garborg's ganzes Wesen geht ein tief religiöser Zug — wer wird das leugnen. In der Oede des augenblicklichen sozialen Lebens, vor der offenen Kluft, die auch inmitten aller freiheitlichen Zukunftshoffnungen doch dieser Generation und dem heute lebenden und leidenden, morgen schon hingemähten Individuum unabänderlich klafft, wird auch auf seine Lippen das Wort des alten Hauderer's in Anzengruber's „Doppelselbstmord“ sich manchmal als Gebet vorgewagt haben: „Dass er sein möchte!“. Der liebende Herrgott nämlich! Wer Garborg nur halbwegs kennt, der weiss, dass ihm persönlich kein Ringen um die tiefsten Geistesprobleme fern geblieben ist. Aber was lehrt bei alledem der Roman von den „Müden Seelen?“ Er predigt in flammendem Wort, dass diese müden Seelen der Jahrhundertwende, wie er sie vor uns stellt, nicht die Wahrheit suchen — und sei es selbst auf dem verpönten religiösen Wege — die Wahrheit um jeden Preis, sondern ein Narcoticum, das zugleich harmloser ist und wirksamer als der — Cognac . . . Für dieses Narcoticum opfern sie gerade die Wahrheit auf! Garborg hätte allerdings kein so grosser, immer in's Tiefste greifender Dichter sein dürfen, wie er thatsächlich ist, wenn er nicht den einzelnen Fall hätte vertiefen sollen durch eine Menge Motive auch aus den Zweifeln, Resignationen und Experimenten der wirklich gesunden Wahrheitssucher von heute! Das giebt dem Roman seinen edelsten Gehalt . . . freilich auch den kurzzeitigen Seelen ihr Aergerniss. Vieles, was Garborg in den „Müden Seelen“ und der noch

engeren, aber gerade künstlerisch erst recht eigentlich auf der Höhe all' seiner Leistung stehenden Tragödie „Frieden“ aus seiner eigenen vollreifen Entwicklung schon dargelegt, wird bei uns erst in einer kommenden Generation den rechten Widerhall finden. Gehen wir doch zweifellos inmitten aller unserer sozialen Kämpfe auch noch schweren religiösen Kämpfen entgegen. Ich meine dabei nicht Kämpfe mit der bestehenden Kirche. Sie halte ich für belanglose Nebenerscheinungen. Aber inneren Kämpfen, die an's Herz unserer Weltanschauung rühren. In ihnen wird man der Dichtungen Garborgs gedenken.

Diese Zeilen über den grossen Dichter, einen der grössten unserer Tage, erscheinen gerade zum 18. März. Auch durch seine Geistesarbeit zieht sich eine ideelle Barrikade der Menschheit, würdig, dass an solchem Tage an sie erinnert wird. Für grosse, reine Zwecke ist darauf gefochten worden.

Einige Worte zur Genossenschaftsfrage.

Von

Adele Gerhard.

(Berlin).

„Ohne die Wichtigkeit der Eroberung der politischen Macht und der Benutzung des Staatsorganismus für die Emanzipation der Arbeiter auch nur einen Augenblick in Abrede zu stellen, muss aber doch bekannt werden, dass es nicht Aufgabe der Sozialdemokratie sein kann, ein Geschlecht heranzuziehen, das in allen Dingen auf den Staat als die grosse Versorgungsanstalt blickt.“

(E. Bernstein, „Neue Zeit.“ 14. Jahrgang I. Bd.)

Am 26. November 1896 brachte die sozialdemokratische Partei im Reichstag eine Interpellation betreffs der Umsatzsteuer ein, welche von den sächsischen Konsumvereinen zum Theil erhoben worden ist. So anerkennenswerth es ist, dass die Sozialdemokratie im praktischen Vorgehn die Sache der Konsumvereine vertrat, so sehr bedarf die prinzipielle Stellung, die bei dieser Gelegenheit von der Partei gezeigt ward, einer kritischen Beleuchtung. Der Abgeordnete Bebel erklärte, dass die Sozialdemokratie zu ihnen noch heute den Standpunkt einnehme, den Lassalle in seinem offenen Antwortschreiben vertreten habe. Lassalle's Einwände gegen die Konsumvereine wurzelten bekanntlich in seiner Theorie des ehernen Lohngesetzes. „Sowie die Konsumvereine mehr und mehr den gesamten Arbeiterstand zu umfassen beginnen, tritt jetzt vermöge des betrachteten Gesetzes (des ehernen Lohngesetzes) die nothwendige Konsequenz ein, dass der Arbeitslohn in Folge des durch die Konsumvereine billiger gewordenen Lebensunterhaltes um ebensoviel fallen muss“¹⁾. Ist das cherne Lohngesetz als solches nun auch von der Partei fallen gelassen worden, so ward doch der ihm entsprechende Einwand erhoben, dass bei einer Krise die Arbeiter mit dem Gewinn aus den Konsumvereinen rechnen und um den Betrag dieses Gewinnes auf niedrigere Löhne sich einlassen und so sich selbst schädigen würden. Aus gleichem Gedankengange heraus ward bei einer Kritik der Konsumgenossenschaft in der „Gleichheit“ erklärt, dass ohne eine Machtstellung der Arbeiterklasse die Kapitalisten in Gestalt herabgesetzter Löhne den Nutzen von Einrichtungen ernteten, die eine wirthschaftliche Besserung der proletarischen Verhältnisse anstrebten. Man nimmt also an, dass bei den Konsumgenossenschaften noch eine Wirkung des ehernen Lohngesetzes eintreten könne, weil hier die Bedingungen, die dieses durchkreuzen und aufheben könnten, fehlten. Indessen bilden

¹⁾ s. Offenes Antwortschreiben an das Zentral-Komitè S. 428.

gerade die Konsumvereine den Boden für jene Machtstellung der Arbeiter, jenes vereinte Vorgehen von ihnen, welches als gewerkschaftliche Bewegung dem freien Spiel von Angebot und Nachfrage entgegensteht, und welches bei der Annahme des ehernen Lohngesetzes übersehen ward. Sicherlich giebt es materielle Verbesserungen der arbeitenden Klasse, die gleich auf die Löhne geschlagen werden, d. h. diese hinabdrücken — bewirken aber die materiellen Verbesserungen zugleich, die Arbeiterklasse geschlossener und fester in ihrem Widerstand gegen Lohndrückereien zu machen, so fällt jener Einwurf. Betrachtet man daher die Konsumgenossenschaft nur von dem Standpunkt, dass sie eine kleine wirtschaftliche Besserstellung für die Arbeiterklasse birgt, so gilt das, was gegen sie angeführt wird. Blickt man aber tiefer und überschaut ihre weiteren Wirkungen, so sieht man, dass in ihrem Schoosse zugleich die Waffen ruhen, die dem Arbeiter die errungenen Vortheile sichern helfen.

Die Gegnerschaft, welche den Konsumgenossenschaften in sozialdemokratischen Kreisen vielfach entgegengebracht wird, hängt zum grossen Theil damit zusammen, dass sie in Deutschland ursprünglich von Schulze-Delitzsch ins Leben gerufen, in spiessbürgerlichem Geiste gegründet und geleitet wurden. Richtete man den Blick nach England mit seiner in ökonomischer Hinsicht glänzenden Genossenschaftsentwicklung, nach Belgien, wo die Kooperationen die wirksamste Stütze des Sozialismus bilden, oder auch nach der Schweiz, so würde man ihrer Bedeutung eher gerecht.

Andersseits werden viele der Einwürfe, die der Produktivgenossenschaft gegenüber vollwerthig sind, kritiklos gegen die Konsumgenossenschaft erhoben, ohne dass man sich der tiefgreifenden Verschiedenheit beider Organisationsformen bewusst wird. Die Produktivgenossenschaft, die in Besitz und Leitung einer beschränkten Anzahl von Produzenten ist, bedarf eines bestimmten Betriebskapitals und hat weder die sichere Absatzkundschaft noch die demokratische Grundlage der Konsumgenossenschaft, die der Gesamtheit der Kunden untersteht, und der Jeder als Konsument sich einreihen kann. Es fehlt die Bürgschaft in praktischer Hinsicht, wie auch die ideellen Momente, die den Einfluss der Konsumgenossenschaft so weitgreifend machen. Die Produktivgenossenschaft kämpft auf dem offenen Markt ohne jede Begünstigung mit andern Betrieben um die Kundschaft — die Konsumgenossenschaft hat für die in ihren Werkstätten verfertigten Gegenstände stets in ihren Mitgliedern den gegebenen Abnehmerkreis.²⁾ Dies Letztere trifft auch für die spezifische Form der Konsumgenossenschaft zu, die wir in Belgien finden, und die vom ökonomischen Standpunkt besonderes Interesse verdient. Die belgischen Kooperationen sind gleichfalls Konsumentenvereinigungen, die Dividende fliessen im Verhältniss zu den Einkäufen den konsumirenden Mitgliedern zu, in deren Händen auch die Verwaltung ruht — aber sie beginnen, unähnlich der englischen und deutschen Schablone, nicht mit dem Laden, sondern mit einem Produktionszweig, der Bäckerei. Gerade die belgische Form der Genossenschaft zeigt, wie unzureichend eigentlich die auch so oft irreführenden Bezeichnungen Produktivgenossenschaft und Konsumgenossenschaft sind, und wie viel treffender man von Produzenten-Genossenschaften und Konsumenten-Vereinigungen spräche. In der Thatsache der Organisation der Konsumenten — gleichviel, ob man diese in eignen Werkstätten oder durch Einkauf an andrer Stelle zu befriedigen sucht, — liegt das wesentliche Moment.

Die Machtstellung, welche diese Organisation den Konsumenten verleiht, befähigt die Genossenschaft, den gewerkschaftlichen Kampf in wirksamer Weise zu unterstützen, ohne hierbei mit andern als rein wirtschaftlichen Mitteln zu kämpfen. Zur Zeit des

²⁾ Ueber die untere Grenze der Mitgliedschaft s. Frau Sidney Webb „die britische Genossenschaftsbewegung“ (Leipzig. Duncker und Humblot 1893) und meine Schrift „Konsumgenossenschaft und Sozialdemokratie“ (Wörlein u. Co., Nürnberg 1895).

Konfektionsstreiks verpflichtete sich der grosse Arbeiterkonsumverein Leipzig-Plagwitz, den Bedarf nur bei solchen Unternehmern zu decken, die die Forderungen der Konfektionsarbeiter bewilligten. Welche Wirkung in solchen Fällen ein Netz von Konsumvereinen ausüben könnte, liegt auf der Hand. Ich will hier nicht von den sogenannten „Musterwerkstätten“ sprechen, die von der Genossenschaft selbst errichtet werden können, und an deren Hand die Möglichkeit der Erfüllung von so und so viel Forderungen der Arbeiter als Produzenten gezeigt werden kann. Zugegeben, dass die Zahl solcher Werkstätten, deren Errichtung öfters Schwierigkeiten in sich schliesst, zunächst nur begrenzt, ihr agitatorischer Werth zweifelhaft ist, so bleibt doch immerhin der grosse organisirte Konsum als solcher ein in Deutschland noch viel zu wenig beachtetes Hilfsmittel der gewerkschaftlichen Bewegung. Man sieht also, dass gerade die Konsumgenossenschaft jene Mächte fördern kann, die das eiserne Lohngesetz durchkreuzen.

Neben der Stützung der gewerkschaftlichen Bewegung werden in der Konsumgenossenschaft Kräfte geweckt und herangezogen, die für eine sozialistische Gesellschaftsbildung, von weittragendster Bedeutung sind. Die Mitglieder lernen hier zunächst im kleinsten Rahmen, in einer auf Selbstverwaltung beruhenden Vereinigung zu arbeiten. Wenn irgend eine Organisationsform demokratisch in ihrer ökonomischen Grundlage ist, so ist es die Konsumgenossenschaft, der Jeder in seiner Eigenschaft als Konsument sich einreihen, und auf die jeder Genosse durch die Generalversammlung, in der Verwaltungsausschuss und Beamtenschaft gewählt wird, seinen Einfluss ausüben kann. Es ist nicht Zufall, dass gerade der Vooruit, der in den Genter Arbeitern die reifsten Sozialisten Belgiens unter sich fast, eine direkte Geldstrafe auf Nichtbesuch der Generalversammlung gesetzt hat. Die belgischen Sozialisten haben eben erkannt, dass es zum Hineinwachsen in die soziale Demokratie noch anderer Dinge bedarf, als des politischen Kampfes. Sie haben einsehen gelernt, dass jedes Mittel, das die Arbeiter zu praktischer Selbstverwaltung führt, ergriffen werden muss, und dass kaum ein einziges so wirkungsvoll für diesen Zweck ist, als die Konsumgenossenschaft. Es ist durchaus irthümlich, wenn man glaubt, nur die grosse Hilfe, die in politischer Hinsicht die Kooperationen leisten, liesse diese den belgischen Sozialisten so wichtig erscheinen — man ist sich vielmehr der grossen Bedeutung voll bewusst, welche für eine weitere Zukunft darin liegt, dass in den Genossenschaften die Arbeiterklasse zu ökonomischer Selbstverwaltung geschult wird.

Dass eine solche Schulung in Deutschland weniger nothwendig sei, wird wohl Keiner im Ernst behaupten. Aber die ganze, bureaukratische Luft, die uns umweht, die Gewohnheit, in den kleinsten Dingen Alles passiv dem Staat zu überlassen, statt mitthätig über seine Angelegenheiten zu verfügen — Alles dies wirkt lähmend darauf ein, dass man für eine sozialistische Zukunft die ungeheure Wichtigkeit, ja Unentbehrlichkeit der Vorbereitung zur Selbstverwaltung genügend berücksichtigt. Und doch ist ohne diese zwar vorübergehende Diktatur des Proletariats und Staatssozialismus indessen niemals eine echte soziale Demokratie denkbar. Unter allen vorbereitenden Formen aber ist die Konsumgenossenschaft die wirkungsvollste. Hier haben wir die Möglichkeit, im kleinen Rahmen eine reife, in praktischer Arbeit erprobte Demokratie heranzubilden. Wie gross daher auch die äusseren Schwierigkeiten sein mögen und wie ungeheuer vorsichtig man bei neuen Gründungen, bei denen vor Allem die örtlichen Verhältnisse zu berücksichtigen sind, sein muss — die Bedeutung in richtigem Geiste geleiteter Konsumgenossenschaften muss prinzipiell anerkannt werden, und höchstens Einwendungen opportunistischer Natur — und selbst diese nur bedingungsweise — können als stichhaltig erklärt werden.

Die Stellung der modernen Frauenbewegung zur Arbeiterinnenfrage.

Von

Dr. Zofia Daszyńska.

(Charlottenburg.)

Unter den vielen Fragen, welche während des Frauenkongresses im September angeregt worden sind, befand sich eine, die aufs Schlagendste bewies, dass jede Regung der heutigen bürgerlichen Gesellschaft mit der Hauptfrage unseres Zeitalters, der sozialen, abrechnen muss und soll. Ich meine die Diskussion über die Stellung der heutigen Frauenbewegung zur Arbeiterinnenfrage, die vor einigen Wochen stenographisch wiedergegeben im Kongressbuche erschienen ist. Die Spaltung der Frauenbewegung in eine bürgerliche und eine proletarische ist vielleicht in keinem Lande so klar und deutlich, wie in Deutschland, wahrscheinlich in Folge allgemeiner Gründe, welche der deutschen Arbeiterbewegung einen so ersten und imposanten Charakter verleihen. Die meisten Aussagen der Delegirten anderer Länder ergaben, dass entweder, wie z. B. in Italien und Finnland, der Gegensatz nicht empfunden wird, oder, dass man, wie in England, bereits goldene Brücken baut, oder endlich, dass die allgemeine Frauenbewegung eine mehr proletarische Entwicklung erhält (Oesterreich).

Wie wäre denn die Frage prinzipiell zu entscheiden?

Es braucht nicht noch einmal nachgewiesen zu werden, dass die Frauenfrage der oberen und unteren Volksklassen ein Ausfluss der modernen wirtschaftlichen Entwicklung ist¹⁾. Diese hat die Familie von einer produktiven in eine bloß konsumtive Einheit umgewandelt, sie hat die Frau der wohlhabenden Klassen von ihrem Tagewerke entlastet und die weibliche Welt der ärmeren Gesellschaftsschichten in Arbeiterinnen verwandelt.

Die Frau der oberen Gesellschaftsklassen hat zu viel Zeit, zu wenig Verwendung für die Kräfte ihrer Muskel und ihres Gehirns. In dem Kreise, auf den sie in ihrer Familie angewiesen ist, kann sie sich nicht ausleben und sieht mit Neid auf den Mann, welcher in Arbeit und Genuss eine um so viel intensivere Existenz führt. Wenn die Frau nach Rechten fordert, so sind das vor allem Rechte, neue Pflichten zu erfüllen. Mit neuen Pflichten will sie sich belasten, neuen Bestrebungen nachgehen, sie will an dem Ideen- und Wissensschatz unseres Jahrhunderts vollen Antheil haben, sich frei bewegen, damit sie sich einem neuen Werke ganz hingiebt.

In den verschiedenen Strömungen in welche sich die heutige Frauenbewegung theilt, finden wir doch immer diese Grundforderung, an der Lebens-thätigkeit einen vollen Antheil zu nehmen, sowohl wenn sie sich in dem allgemein formulirten Ziel voller Gleichberechtigung mit dem Manne äussert, oder besondere Gebiete der Thätigkeit für die weibliche Welt in Anspruch nehmen will. Besonders brennend wird dieses Streben, überall wo es sich um die sog. Magenfrage handelt, wo die Frau auf ihren Erwerb angewiesen ist, auch

¹⁾ Die Darstellung dieser Entwicklung geben unter andern folgende Schriften: K. Bücher: Die Frauenfrage im Mittelalter. G. Gnauck-Kühne: Die Frauenfrage, sowohl wie eine Besprechung des Frauenkongresses aus der Feder von Dr. G. Simmel im Oktoberhefte (1896) der Zukunft.

dort, wo die Familie mit dem Erwerb des Mannes allein nicht existiren, oder keine „standesgemässe“ Existenz führen kann. Das Pochen an den Pforten neuer Berufszweige übertönt alle anderen Forderungen, welche dann bloß als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes auftreten dürfen.

In den ärmeren Gesellschaftsschichten scheint im Gegentheil keine Frauenfrage zu existiren. Die industrielle Entwicklung hat die weiblichen Kräfte von Anfang an massenhaft herangezogen. Gegenüber den Arbeitslasten tritt volle Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau hervor. Nicht die Eröffnung neuer Arbeitszweige, sondern der Schutz vor den verderblichsten, welche in der Frau die zukünftigen Geschlechter bedrohen, bildet das Bestreben der Arbeiterschutzgesetze, der Vereine, der organisirten Arbeiterinnen und aller Freunde der Menschheit, jedes wahren Menschen, dem es um die Zukunft bange wird, wenn er die heutige Miswirthschaft ansehen muss.

Für die sog. höheren Fragen, wie der Antheil am Studium an den Hochschulen, die Reform der mittleren Bildung, die tragischen Verwickelungen des Verhältnisses zwischen Mann und Frau hat die Frauenwelt der unteren Klassen weniger Interesse. Nicht dass sie, oder ihre ideologischen Repräsentanten den Werth dieser höheren Güter nicht zu würdigen wüssten, sondern, dass sie keine Zeit dazu hat. Es fehlt ihr die Musse an die höheren Kulturzwecke zu denken, wie einem, der aus einem brennenden Hause das Nothwendigste retten möchte, um am andern Tage nicht zu verkommen.

Die Frauenfrage der unteren Klassen ist aufs Engste mit der allgemeinen sozialen verknüpft und in richtiger Erkenntniss dieser Grundbedingung, richtet sich die Arbeiterinnenbewegung wo sie immer entsteht, nicht gegen die männlichen Arbeiter, sondern geht Hand in Hand mit diesen, wird sogar von ihnen angeregt, unterstützt und zuweilen geleitet.

Mehr oder weniger nähert sich die Stellung, welche die arbeitenden Frauen aus den Mittelklassen im beruflichen Erwerb bekleiden, derjenigen der Lohnarbeiterinnen. Daneben wächst von einem Jahre zum andern ihr Antheil an den Haus- und Fabrikindustrien. In der Hausindustrie ist die Konkurrenz der Frauen aus dem Mittelstande, welche in den meisten Fällen heimlich arbeiten, eine überall zugegebene Thatsache.²⁾ Da sie gewöhnlich bloß einen Theil ihrer Ausgaben selbständig decken, sind sie böse Lohndrückerinnen. In der englischen Fabrikindustrie schreibt z. B. Miss Clara Collett³⁾ die Steigerung der Arbeiterinnenzahl (um $4\frac{0}{100}$ im Jahrzehnt 1881/91 gegen einer Abnahme der männlichen Arbeiter um $1\frac{0}{100}$) der Betheiligung der Mittelklassen zu. Bekanntlich rekrutiren sich die Schaaren der Verkäuferinnen, Buffetdamen, Lageristinnen, ja sogar der Kellerinnen hauptsächlich aus den Töchtern des verarmten Mittelstandes. Diesem Mittelstande aber gehören auch die meisten Pioniere der bürgerlichen Frauenbewegung, die sog. studirten Frauen, die Mitglieder der Frauenvereine u. s. w. an.

Bedrängt durch die Erwerbsnoth, nähert sich die bürgerliche Frauenwelt der proletarischen, sie muss sich den Lebens- und Arbeitsbedingungen der Lohnarbeiterin unterwerfen, die Arbeiterinnenfrage wird zu ihrer eigenen.

²⁾ Beweise dafür hat z. B. die letzte Enquête über die Konfektionsindustrie für Berlin geliefert. Aehnliches finden wir in der Untersuchung von Miss Collett über Women work in East London (Life and labour of the people Bd. III).

³⁾ Report on the statistics of emplagment of women and girls. 1894.

Wenn die Thatsachen sich auf diese Weise verhalten, scheint es fast überflüssig zu betonen, dass in der proletarischen und bürgerlichen Frauenbewegung wir keineswegs die Organisation der besitzlosen und der besitzenden Klasse zu sehen haben. Die bürgerliche Frauenbewegung setzt sich, sowohl wie die proletarische, aus Wesen zusammen, welche leiden und kämpfen, die der bestehenden Gesellschaft gegenüber die Unzufriedenen und Gemassregelten sind, und solche haben zu jeder Zeit Mitgefühl mit Unterdrückten, Ausgebeuteten, also mit den Angehörigen der unteren Gesellschaftsklassen empfunden.

Trotzdem ist die Thatsache der bürgerlichen und proletarischen Frauenbewegung nicht hinwegzuleugnen. Im Gegentheil hat sie ihre tief liegenden Gründe, welche von der Arbeiterinnenbewegung richtig begriffen und empfunden werden, wenn sie die gemeinsame Thätigkeit ablehnt.

Die bürgerliche Frauenbewegung erkennt die bestehende Ordnung, die heutige Eintheilung der Gesellschaft nach Klassen, welche durch Besitzverhältnisse charakterisirt werden, an. Bloss in dieser Ordnung selbst möchte sie für die selbständige, erwerbende und dem Manne gleich gebildete Frau Raum und Stellung schaffen. Selbstverständlich stehen hier die Resultate tief unter der Summe der aufgewendeten Mühe; am Tische des Lebens, besonders an demjenigen, wo bessere Speisen verabreicht werden, sind alle Plätze besetzt, den Ankömmlingen werden alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt, es wird mit ihnen gehandelt, diejenigen, welche über die Plätze zu verfügen haben, wollen bei der Aenderung verdienen. Wenn die Frau an Stelle des Mannes kommt, erhält sie weniger günstige Arbeitsbedingungen.

Aus dieser Stellung der bürgerlichen Frauenbewegung entsteht die Anpassung an alle Bedingungen, welche die von den Männern geschaffene Kultur stellt, man darf also behaupten, dass den Frauen alle bisherigen Einrichtungen recht und billig erscheinen würden, wenn sie auf beide Geschlechter ausgedehnt wären. Dieser Auffassung kann selbstverständlich die klassenbewusste Proletarierin nicht beipflichten. Für sie ist unsere Kultur eine Missbildung, die unter dem Einflusse ihrer Klasse gewaltsam oder auf dem Wege der Evolution verwandelt und nicht durch neue Kräfte unterstützt und weiter ausgebaut werden soll.

Wenn auch der Ausgangspunkt der beiden Bewegungen derselbe war, wenn die Wege, welche sie wandeln, sich nahe liegen, so sind die Ideale grundverschieden.

Die (bürgerliche) Frauenbewegung steht also vor dem Problem, wie sie sich zur Arbeiterinnenfrage zu verhalten hat.

Die Antwort muss also bestimmt werden nicht durch den Wunsch der Bevormundung der jüngeren Schwestern, sondern durch die Ueberzeugung von der grösseren oder geringeren Bedeutung der Arbeiterinnenfrage für die bürgerliche Frauenbewegung selbst.

Es wurde oben gezeigt, dass die wirthschaftliche Entwickelung die Grenzen zwischen der erwerbenden Frau aus der bürgerlichen und der Arbeiterklasse allmählich zu vertuschen strebt, die wirthschaftlichen Bestrebungen beider Theile müssen auf diese Weise einander immer näher rücken. Auch die politischen Rechte der Frau, welche ein Mittel für die Erreichung dieser Bestrebungen sind und gleichzeitig der Weg auf dem jede soziale Reform durchgeführt werden muss, sind von den Arbeiterparteien aller Länder noch früher in's Programm aufgenommen und entschiedener befürwortet worden, als es die Frauenbewegung

je gethan hat. Das trifft wenigstens für Deutschland zu. In England sind die Machtverhältnisse verschieden gestaltet, aber die Richtung der Bestrebungen der Frauen- und Arbeiterbewegung ist in Beziehung auf politische Rechte der Frau dieselbe. Den Fortschritten der Frauenbewegung auf dem Gebiete des Universitätsstudiums ist die Arbeiterinnenbewegung keineswegs abhold. Auf diese Weise verleugnet sie keinen derjenigen ernstesten Zwecke, für welche die bürgerlichen Frauen kämpfen. Letzteren wäre es also möglich, die Interessen der Arbeiterinnen, sowohl ihre Kenntniss wie ihre Förderung in den Vordergrund ihrer Bestrebungen zu stellen, ohne dabei irgend eine von den bisherigen einzubüssen. Im Gegentheil, die Zahl der Verbündeten würde blos unendlich gegenüber heute anwachsen.

Was wäre aber damit erreicht? Vor allem ein idealer Zweck von höchster Wichtigkeit: würde sich nämlich die ganze Bewegung auf dem Hintergrunde des allgemeinen Interesses entfalten müssen, so würde sie ihre Ausschliesslichkeit und die ihr häufig anhaftenden kleinlichen Auswüchse los werden. Wenn wir aber die Erkenntniss und die von ihr erzeugten Gefühle als eine reale Macht betrachten — und warum sollten wir es nicht thun, wir die schon die Macht der öffentlichen Meinung in unserem Zeitalter zu würdigen gelernt haben? — so können wir keine geringen praktischen Erfolge voraussagen.

Wenn auch die Frau den besitzenden Klassen angehört, so nimmt sie doch in den seltensten Fällen die Stellung der unmittelbaren Beherrscherin über Arbeitsmittel und -Kräfte ein; sie braucht den Arbeiterinnen nicht als Unternehmerin gegenüber zu stehen. Deswegen ist der Klassengegensatz in der Frauenwelt ein viel weniger schroffer, weil er keiner unmittelbaren Berührung entwächst. Die Frauen können sich deshalb leichter über den Klassengegensätzen, über den Kämpfen von Arbeit und Kapital die Hand reichen und Ziele verfolgen, welche die Kinder derselben Kultur und desselben Volkes einander näher bringen; Ihre Aufgabe wäre, auf die öffentliche Meinung und die praktische Sozialpolitik in einer Weise einzuwirken, welche die Ausbeutung brandmarken und menschliche gerechte Verhältnisse im Wirtschaftsleben einzuführen bestrebt wäre. Die wirtschaftliche Unselbständigkeit der Frau, welche ihr so oft im Wege steht, würde dieses Mal eine günstige Vorbedingung für die Annäherung herauszufühlen, welche Seiten der Proletarierseele am schroffsten durch die heutige Ordnung verletzt und gekränkt werden. . . .

Nach theoretischer Vorbereitung und durch persönliche Annäherung werden die bürgerlichen Frauen gleichsam Entdeckungsreisen machen können in diese fremde Welt, welche das Leben der unteren Klassen für die höheren bildet. Reisen, deren Ergebniss nicht die Bevormundung der Arbeiterinnen, sondern das Verständniss ihrer Interessen und der allgemeinen sozialen Entwicklung sein muss.

Ich will hier nicht die einzelnen Maassregeln besprechen, welche die Frauen verschiedener Länder auf dem Gebiete der Arbeiterinnenfrage unternommen haben. So oft sie blos das Gefühl, etwas für die unteren Bevölkerungsschichten zu thun, anregen, arten sie zu Wohlthätigkeitswerken aus. Wo die bürgerlichen Frauen Arbeiterinnen-Vereine gründen, Heime errichten, oder bestehende Vereine leiten, begegnen wir immer halben Maassregeln und sehr spärlichen Resultaten. Von der Frauenbewegung müssen wir nicht so viel und doch bedeutend mehr verlangen, so paradox es auch klingt.

Jede Thätigkeit wird am besten von denjenigen ausgehen, welche an ihren Ergebnissen ein direktes Interesse haben, erst dann wird sie mit Sachkenntniss und voller Hingabe geführt. Die Arbeiterinnen müssen sich selbst, nach ihrem eigenen Ermessen organisiren, höchstens können sie dazu von den Angehörigen anderer Gesellschaftsklassen angeregt werden. Es handelt sich bloß darum, dass die nöthige Aufklärung gebracht sei und dass sie in einer materiellen Lage stehen, welche in ihnen die Möglichkeit, an höhere Lebenszwecke zu denken, nicht unterdrückt. Eine ausgebeutete Lohnsklavin wird mit dumpfer Ergebenheit ihr Loos tragen,⁴⁾ während die gutbezahlten Spinnerinnen und Weberinnen von Yorkshire und Lancashire selbständig und freiwillig Trade-Unions gründen, oder sich an bestehenden männlichen bethelligen. . . .

Die bürgerliche Frauenwelt kann durch die Beeinflussung der öffentlichen Meinung die Arbeitsbedingungen günstiger gestalten, sie kann die Ausbildung der Arbeiterschutzgesetze befürworten, für die Einstellung der weiblichen Fabrikinspektoren agitiren, Enquêtes über die Verhältnisse der Arbeiterinnen aufnehmen, sie kann für die Ausdehnung der höheren und, wo es Noth thut vor allem, der Elementarbildung, sorgen. Mit einem Wort: sie soll ihre Kräfte der Demokratisirung unserer Kultur widmen. Diese Bestrebungen sind gewiss schwieriger, als die Vereinsbildung, sie können aber auch erfolgreicher werden. Man darf nicht behaupten, dass die Frauenwelt, die mit allen Kräften an der Umbildung ihrer eigenen Lebensbedingungen arbeiten muss, sich auf diese Weise zu entfernte Ziele stellen würde. Der Mensch wächst mit seinen Zwecken! Die Frau muss selbstverständlich mit der Reform und noch mehr mit der Ausbildung ihres Ichs anfangen, sie muss aber auch die Bedingungen schaffen, in welchen die neue Frau, der selbständige weibliche Mensch leben und arbeiten könnte. Diese Bedingungen werden sich von selbst ergeben in einer Gesellschaft, in der Alles, Wirthschaftsreformen sowohl wie kulturelle Aufgaben, zu Gunsten der breiten Volksmassen berechnet wäre. In dieser ist auch für sie Raum genug, denn erst, wenn die Privilegien gefallen sind, sowohl die der Besitzenden wie die des Mannes, ist auch der Zugang zu Allem frei. Ob dieser Umschwung sich in der Form des künftigen sozialdemokratischen Staates vollziehen wird, oder in einer anderen, ist der Zukunft vorbehalten, wir fühlen aber Alle, dass unsere Zeit am Scheidewege steht, und dass die nächste Zukunft der breiten Masse gehört.

Die Frauenbewegung müsste aber in diesem Umschwung eine bestimmte Rolle einnehmen, und deshalb spreche ich nicht von der unklaren Gestalt der Frau aus dem Volke, sondern von der Arbeiterin, die einer zum Theil schon organisirten Schicht gehört und desswegen leichter zum Gegenstand konkreter Arbeiten und Bestrebungen werden könnte.

In ihnen wäre der Frauenbewegung die Möglichkeit geboten, in unsere Kultur dieses Neue und Individuelle zu bringen, welches geeignet wäre, für ihre eigenen Tendenzen den Boden zu ebnen.

⁴⁾ Was z. B. die in Wien vor einem Jahre durchgeführte Enquête ergeben hat.

Anarchistische und sozialistische Moral.

Von

A. Kuroff.

(Berlin.)

Die Veröffentlichung dieser der Redaktion bereits Anfang Januar zugestellten Erwiderung auf den Artikel Landauers „Anarchismus-Sozialismus“ („Soz. Akad.“, II. Jahrg., pag. 751 ff.) hat sich wegen der inzwischen stattgehabten Verhaftung Landauers verzögert, die eine völlige Umarbeitung resp. Unterdrückung fast aller gegen einen wehrlosen Gegner gerichteten Angriffe angezeigt erscheinen liess. Nur der frühere Titel mag jetzt noch, nach der Haftentlassung Landauers, stehen bleiben, und im Uebrigen von Moral nur einleitend die Rede sein.

Dem, ehe ich zu den Auslassungen Landauers Stellung nehme, möchte ich allerdings noch einen weiteren anarchistisch-sozialistischen Gegensatz berühren, nämlich den zwischen anarchistischer und sozialistischer Moral. Auch hinsichtlich der Moral stehen nämlich Herr Landauer und ich auf prinzipiell verschiedenem Boden. Das ergibt sich aus folgenden Erwägungen.

In der sozialistischen Gesellschaftsordnung muss, wie wir gesehen haben, das individuelle Interesse sich dem Interesse der Gesamtheit unterordnen. In der anarchistischen Welt-Unordnung giebt es Gesamt-Interessen überhaupt nicht, das Interesse des Individuums steht über Allen und über Allem.

Im ersten Jahrgang des „Soz. Akad.“, (No. 16, pag. 302 ff.) hatte Catilina ausgeführt, der Gegensatz zwischen individuellem Wohl und Wohl der Gesamtheit sei eine missverständliche Voraussetzung: „Genau so“, heisst es dort, „wie beim Anarchismus, ist auch beim Sozialismus das letzte Ziel die persönliche Freiheit, das Wohl des Einzelnen. Ein anderes Ziel kann man vernünftiger Weise (!) überhaupt nicht aufstellen; es kann immer nur der Wunsch nach Befriedigung der Lustgefühle, der willenerzeugende Egoismus sein. . . . Der oft gehörte Schluss: Die Gesamtheit ist mehr als der Einzelne; also geht das Wohl der Gesamtheit über das des Einzelnen . . . ist falsch. . . . Ebenso falsch wie jener erste Schluss ist auch die Gegenüberstellung von Egoismus und Gemeinsinn. Der Gemeinsinn ist nichts dem Egoismus Entgegengesetztes, sondern selbst ein seiner Daseinsbedingungen sich bewusster Egoismus“. Soweit Catilina.

Catilina übersieht den bleibenden Gegensatz zwischen den der Gesamtheit schädlichen und den ihr nützlichen Lustgefühlen des Einzelnen. Nur der Wunsch nach Befriedigung der regelmässig schädlichen wird Egoismus genannt, und es erscheint wohl unzulässig, dem Sprachgebrauch zuwider den Begriff des Egoismus auf alle Lustgefühle zu erweitern. Aber auch von seinem Standpunkte aus müsste Catilina zum Mindesten unterscheiden zwischen einem edlen Egoismus, der sich eventuell bewusst für die Gesamtheit aufopfert (das wäre dann der sozialistische Gemeinsinn), und dem Egoismus, der nur an sich denkend, bewusst oder unbewusst der Gesamtheit Schaden zufügt. Catilina wird doch nicht etwa behaupten wollen, dass es einen Egoismus, der der Gesamtheit Schaden zufügt, nicht giebt, oder dass es wohlverstandene oder missverstandene Einzel-Interessen, die den wohlverstandenen oder missverstandenen Gesamt-Interessen entgegenstehen, gleichfalls nicht giebt, dass also alle Interessen, sowie jede Art von Interessen-Vertretung, richtig betrachtet, ein grosses harmonisches Ganzes bilden, in allgemeine Harmonie sich auflösen?

Nun, der Anarchist stellt sein wohl- oder missverstandenes Einzel-Interesse allen denkbaren Interessen Anderer, auch wenn er glaubt, dass es der Gesamtheit zum Schaden gereicht, unbedingt und grundsätzlich voran und beansprucht auch die alleinige Entscheidung über die Art, wie er seine Interessen zur Geltung bringen will.

Umgekehrt anerkennt der Sozialist grundsätzlich, dass sein Einzel-Interesse den Interessen einer überwältigenden Mehrheit zu weichen hat und unterwirft sich auch der Entscheidung einer sozialistischen Gesellschaft hinsichtlich der Art, wie er seinen Anschauungen Geltung zu verschaffen hat.

Kurz, die grundsätzliche Vertretung persönlicher Wünsche und Interessen ist das Charakteristische im Anarchismus, und die grundsätzliche Vertretung der Gesamtwünsche und Interessen ist das Charakteristische im Sozialismus.

Beitläufig ist es auch unrichtig, wenn Catilina als letztes Ziel des Sozialismus die persönliche Freiheit, das Wohl des Einzelnen (beides ist übrigens nicht unbedingt identisch) hinstellt.

Das letzte Ziel des wissenschaftlichen Sozialismus als wirthschaftlicher Theorie ist wiederum lediglich ein wirthschaftliches, nämlich die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, und zwar nicht um der Idee der Freiheit willen (das ist utopistische, überwundene Auffassung), sondern einzig und allein, weil die veränderte Produktionsweise nothwendig die Vergesellschaftung nach sich zieht. Dass die Freiheit und andere schöne Dinge möglicher Weise zufällige Wirkungen oder Begleiterscheinungen jener wirthschaftlichen Umwälzung sein werden, was zugegeben ist, stempelt sie deshalb noch lange nicht zum Ziel.

Um nach dieser Abschweifung zur Moral zurückzukehren, so sahen wir, dass der Sozialismus das Gesamt-Interesse, der Anarchismus das Einzel-Interesse voranstellt.

Dementsprechend ist die sozialistische Moral grundverschieden von der anarchistischen. Der Sozialist wird als solcher nur die Handlungen und die Denkart als moralische gelten lassen, welche den höchsten Interessen einer sozialistischen Gesellschaft entsprechen, auch wenn sie seinen persönlichen Interessen durchaus widerstreiten¹⁾. Der Sozialismus beseitigt also in keiner Weise die Moral als solche. Er räumt allerdings gründlich auf mit der schönen heutigen Klassenmoral, die für jede Religion und Konfession, ja für jeden Stand und Beruf einen besonderen Moralkodex beschafft hat.

Dagegen beseitigt der Anarchismus thatsächlich die Voraussetzungen jeder Moral überhaupt, weil er den Einzelnen über die Gesellschaft stellt und demnach weder der Gesamtheit noch einem bedeutenderen Theile der Gesellschaft die Belohnung zugesteht, Moral-Normen zu schaffen, nach denen sich jeder Einzelne innerhalb der Gesellschaft zu richten hat. Sobald der Einzelne seine Interessen den Gesamt-Interessen vorstellt, d. h. ohne Rücksicht auf alle Anderen die eigennützigsten und gemeinschädlichsten Gesinnungen bethätigen darf, dann ist auch der Boden jeder denkbaren Moral verlassen.

Der konsequente Anarchist wird selbstverständlich, wenn es seinem Privatvortheile dient, unbedenklich bewusst die Unwahrheit sagen. Denn wie die Wahrheitsliebe mit der Nächstenliebe, so ist die Lüge mit der Selbstsucht eng verwiesert. Der Anarchist Stirner lehrte deshalb ganz folgerichtig, dass der Mensch nicht die Wahrheit über sich stellen solle, sonst sei er abhängig und nicht sein „eigener“.

Sehr wenig geeignet erscheint daher der konsequente Anarchist zur wissenschaftlichen Diskussion. Denn Wissenschaft ist Erkenntniss der Wahrheit, die aber nicht wirksam gefördert werden kann, wenn man sie nur sagen wird, sofern sie mit dem eigenen Vortheile vereinbar ist.

Eine andere Seite anarchistischer „Moral“ er giebt sich aus folgender Betrachtung.

Nach sozialistischen Grundsätzen werden Rechte regelmässig nur aus erfüllter Pflicht abgeleitet. Dem Arbeitsfähigen im arbeitspflichtigen Alter wird daher kein arbeitsloser Gewinn, kein arbeitsloser Genuss möglich sein. Der Anarchist dagegen anerkannt überhaupt keine Pflichten, nur schrankenlose Freiheiten. Es steht mithin dem Faulsten, nie Arbeitenden, völlig frei, alles, was Andere mit saurem Schweiss erzeugten, diesen einfach wegzunehmen und für sich zu verbrauchen, also auf Kosten Anderer ein Schlemmer- und Ausbeuterleben zu führen. Die Anarchisten sagen, der Fleissige brauche sich das

¹⁾ Die Entscheidung darüber, was den Interessen der Gesamtheit dienlich sei, steht nach sozialistischer Auffassung natürlich der Gesamtheit der Sozialisten selbst zu. „Das grösste Glück der grössten Zahl“, dürfte aber wohl den Kern und Stern sozialistischer Moral-Anschauung bilden. Das anarchistische Ziel dagegen ist: „Das grösste Glück eines Einzelnen, wenn auch alle Uebrigen darüber zu Grunde gehen.“ Daher die vielen Berührungspunkte des Anarchismus mit dem Kapitalismus, der ja im Wesentlichen ebenfalls auf dem Egoismus des Einzelnen aufgebaut ist.

nicht gefallen zu lassen. Ja, was soll der Schwächere gegenüber dem Stärkeren thun? Herr Landauer meint, die Schwachen sollen sich behufs gemeinsamer Vertheidigung verbünden.

„Was sollte“, so führt er aus, „die anderen absolut freien Individuen hindern, diese auf die zweckmässigste Art unschädlich zu machen? (sic!).... Wenn sie der Meinung sind, ihre Freiheit bestehe darin, Uebergriffe nicht zu dulden. Wenn sie sich zu diesem Zwecke freiwillig, nach Konventionalregeln, verbünden? Und wenn gerade die Freiheit Aller schon von vornherein die Einzelnen von dem verwegeneren Schritt abhielte, sich Uebergriffe zu erlauben?“

Also, sich verbünden zur Zwangs-anwendung, das ist der Anarchisten (zwangloser Sozialisten!) Weisheit letzter Schluss! Ja, so lehrt Landauer, es folge natürlich aus der anarchistischen Freiheit (Freiheit hier plötzlich nicht mehr gleich Zwangslosigkeit!), dass die Anarchisten sich auch verbünden und vereint etwaige Störenfriede unschädlich machen dürfen! Natürlich! Auf Grund derselben Freiheit darf der Anarchist freilich auch den Kapitalismus oder gar den demokratischen Sozialismus einführen, wenn er es für „zweckmässig“ hält. Es fragt sich nur: Hört er nicht mit demselben Augenblicke, wo er dies thut, auf, Anarchist zu sein, und wird Kapitalist oder Sozialdemokrat? Oder kann etwa ein Anarchist, wenn er nur will, gleichzeitig Anarchist und Sozialdemokrat sein? Kann er gleichzeitig Zwangssozialist und zwangloser Sozialist sein? Nach Landauer-scher Logik offenbar ja!

Denn, wenn Einzelne sich verbünden, um Andere in Schranken zu halten, ist das nicht eine Gesellschaft, die den Einzelnen Zwangsschranken setzt? Hat aber eine solche verbündete Gesellschaft, die Ausbeutungs- und Angriffslustigen mit Zwangsmassregeln droht, wirklich noch Anspruch auf die Etikette „zwangloser“ Sozialisten? Ja der Zwang wird doch nur gegen Dritte angewandt, nicht gegen Mitglieder der Gesellschaft selbst, meint vielleicht Herr Landauer. Aber, Herr Landauer, auch gegen Gesellschaftsglieder selbst, das folgt mit logischer Nothwendigkeit. Denn der Zwang soll ja gegen Alle angewendet werden, die sich Uebergriffe erlauben, also auch gegen Verbündete, die sich Uebergriffe erlauben, ganz abgesehen davon, dass auch ein gesellschaftlicher Zwang bloß gegen Dritte genügen würde, um den Begriff des zwanglosen Sozialismus auszuschliessen.

Ergo: Ein Anarchist, der zwangloser Sozialist sein will, kann, ohne die von ihm angeblich so hochgehaltene gesellschaftliche Zwangslosigkeit zu verleugnen, überhaupt keine Zwangsmassregeln einer Vereinigung gegen Einzelne billigen. Er darf niemals einen Angegriffenen auf eine Verbindung zu Schutz und Trutz mit Anderen verweisen, sondern muss, dem Prinzip sozialer Zwangslosigkeit entsprechend, ihn wohl oder übel lediglich sich selbst überlassen, d. h. nur seiner Selbst-Vertheidigung, seiner Einzel-Selbsthilfe, seiner Einzel-Nothwehr. Sonst ist er eben kein Anarchist, sondern Zwangssozialist.²⁾

Das bedeutet aber natürlich die Auslieferung des Schwächeren an den Stärkeren. Wenn also im Wesen des Sozialismus die Vertheidigung aller Ausbeuteten und Unterdrückten liegt, so liegt umgekehrt im Wesen des Anarchismus ihre Preisgebung.

Wir fassen das Gesagte zusammen:

Der Sozialismus stellt die Gesellschaft über den Einzelnen, der Anarchismus den Einzelnen über die Gesellschaft. Der Sozialismus sagt, alles durch das Volk und für das Volk, der Anarchismus, alles durch das Individuum und für das Individuum. Das Prinzip

²⁾ Auch eine sogenannte zwanglose Gesellschaft würde natürlich nicht jeden Zwang, sondern nur jeden gesellschaftlichen Zwang beseitigen. Dem Zwange, den der Einzelne ausüben kann, wäre dagegen eo ipso der denkbar freieste Spielraum gelassen. An Stelle des sozialen wäre also nur der weitaus schlimmere individuelle Zwang eingetauscht. Die anarchische Freiheit hatte ich deshalb mit Recht als Raubthierfreiheit charakterisirt. Die Anarchisten freilich thun immer so, als ob Freiheit von sozialem Zwange auch Freiheit von jedwedem Zwange bedeute. Die Anarchisten sind eben niemals Logiker, sondern stets nur, gelinde gesagt, Poeten.

des Sozialismus ist die Solidarität, die Nächstenliebe, die Brüderlichkeit, die Wahrheitsliebe, das Aufgehen des Einzelnen in der Gemeinschaft. Das Prinzip des Anarchismus ist die Eigenliebe, die Herrschaft des persönlichen Eigennutzes und der Lüge, die Loslösung des Einzelnen von jeder Gemeinschaft. Das anarchische Feldgeschrei lautet: Jeder für sich! und schliesslich: Krieg Aller gegen Alle! Das sozialistische: Jeder für Alle, und Alle für Jeden! Soviel über Moral im Allgemeinen.

Ich komme nun zu der speziellen Kritik, mit welcher Herr Landauer meinen Artikel bedacht hat.

Seine Kritik erschöpft sich freilich darin, dass er mir ganze Kübel voll Landauer'scher Liebenswürdigkeiten, als da sind: Trugschlüsse, Verdrehungen, Sprachverwirrung, Fingehallspiel, Perversität u. s. f. an den Kopf wirft.

Nach Landauer hätte ich den Leuten einfach ein X für ein U vorgemacht. Vor allem hätte ich „den Sozialismus und den Anarchismus anders definiert, als es alle anderen Menschen thun“!

Dabei sagt Herr Landauer selbst:

„Nach ihm (Kuroff) bedeutet Sozialismus einen Gesellschaftszustand, worin die Produktionsmittel zum Gemeineigentum des gesamten Volkes gemacht werden“.

„Meinetwegen, zugegeben“! fügt Landauer hinzu, eignet sich also meine eigene Definition an, schreibt aber, ich definierte den Begriff anders als alle anderen Menschen. Ich will nun nicht untersuchen, in welche Kategorie lebender Wesen Herr Landauer sich eigentlich einrechnet. Sein Syllogismus, auf den ich verweise, lässt mich das Schlimmste ahnen. Bis auf Weiteres will ich ihn aber trotzdem als „anderen“ Menschen behandeln und deshalb auf Anführung weiterer von zweifellos „anderen“ Menschen herrührender Definitionen des Sozialismus vorläufig verzichten.

Anders steht es mit meiner Definition des Anarchismus. Diese würde dem Begriffe „sozialer Zwanglosigkeit“ entsprechen, während Landauer von Anarchismus als „zwanglosem Sozialismus“ redet und damit das erst zu Beweisende einfach voraussetzt. Ich muss ihm daher hier mit einigen Definitionen „anderer“ Menschen aufwarten, die sämtlich mit mir, nicht mit ihm übereinstimmen:

„Der Anarchismus proklamiert den Absolutismus des Ich, den Egoismus in höchster Potenz . . . Meine Person ist das Höchste. Ich stehe über Allen und Allem . . . Das einzelne Individuum stellt sich über die Gesellschaft . . . Abwesenheit jeder Organisation, jeder allgemeinen Ordnung und Regelung“. Liebknecht.

„Anarchismus ist Verneinung der Gesellschaft . . . Die richtigen Anarchisten sind gegen die Gesellschaft überhaupt.“ W. Morris.

„Anarchisch, d. h. ohne zielbewusste Gesamtleitung.“ J. Stern.

„L'expansion sans limites des volontés individuelles, étant à elles-mêmes leur unique loi. La negation de toute organisation“. Deville.

„Es soll jedem einzelnen Individuum freistehen, sich irgend einer Gemeinschaft anzuschliessen oder nicht, es soll ihm freistehen, den Bestimmungen einer Gemeinschaft nachzukommen oder nicht. Das Individuum darf zu nichts verpflichtet werden, was seinem Willen, seiner Ansicht widerstrebt.“ H. Greulich.

„Die vollkommenste Autonomie des Individuums, das ist die Freiheit jedes Einzelnen, sich nur nach seinen persönlichen Ansichten und Anschauungen zu richten . . . Recht ist, sagt der Anarchismus, was jeder Einzelne für Recht hält . . . Jeder soll seinen Willen als allein massgebend betrachten können . . . Das Individuum hat sich nur um seinen Willen zu bekümmern“. Volks-Lexikon.

„Jeder muss seinen eigenen Neigungen folgen können, Jeder arbeiten, was, wann, soviel ihm beliebt.“ Brissot.

„Anarchismus ist absolute Autonomie des Individuums.“ Resolution auf dem Parteitag zu St. Gallen.

Soweit die Definitionen „anderer“ Menschen. Ich wäre sehr begierig auf den Nachweis eines grundsätzlichen Widerspruches zu denselben.

Meine Definition des Anarchismus gefällt Herrn Landauer auch ganz besonders deswegen nicht, weil darin das Wort „absolut“ vorkommt.

„Anarchismus“ sagt er, „bedeutet nach Herrn Kuroff lediglich die konsequente Durchführung des Gedankens der absoluten individuellen Freiheit. Das ist zwar schon gleich grundfalsch, denn“ — hier hat Herr Landauer plötzlich einen philosophischen Anfall — „vom Absoluten, was so ziemlich mit dem Dogmatischen identisch ist, wollen wir Anarchisten nichts wissen.“

Diese Aeußerungen zeigen, dass Herr Landauer sogar jetzt noch von dunklen Erinnerungen an philosophische Kollegien, wo über das transcendente „Absolute“ verhandelt wurde, ohne Noth geängstigt wird. Das damals unverstandene schreckliche Absolute steckt ihm noch so in den Gliedern, dass er es sogar in dem unschuldigen Wörtlein „absolut“ auch dann noch wittert, wenn es absolut klar ist, dass es ohne jeden metaphysischen Beigeschmack einfach für das deutsche „unbeschränkt“ steht, im Sinne etwa von „nicht durch menschliche Rechtsatzung beschränkt“, was sich übrigens auch aus den späteren Sätzen meiner Definition mit aller Deutlichkeit ergibt. Die Verbindung „absoluter Monarch“ ist Herrn Landauer vielleicht auch kein ganz unbekannter Begriff mehr. Man muss sprachliche Ausdrücke unter Umständen cum grano salis verstehen können, Herr Landauer!

Seinen Hauptangriff konzentriert übrigens Herr Landauer auf meinen Eigenthumsbegriff.

Mit Recht! Denn vom Eigenthumsbegriffe hängt ja nach unserer gemeinsamen Definition der Begriff des Sozialismus ab, und somit auch die Frage, um die sich ja unser ganzer Streit dreht, ob der Anarchismus überhaupt noch unter den Begriff des Sozialismus fallen könne. Wenn der Eigenthumsbegriff gewisse Merkmale hat, die völlig unvereinbar mit dem Begriff des Anarchismus sind, so sind auch Anarchismus und Sozialismus völlig unvereinbar. Das ist doch klar.

Nach Landauer ist nun das Eigenthum eine Herrschaft über Sachen, nicht eine Herrschaft über Personen.

Das ist eine falsche, weil unvollständige Definition. Ich will zunächst gleich die richtige Definition geben. Sie lautet:

Eigenthum ist diejenige Herrschaft über Sachen, kraft deren der Eigenthümer den Nichteigenthümern gewisse rechtlich erzwingbare Schranken in der Benutzung und Verwerthung seines Eigenthums setzen kann. Ueber den speziellen Inhalt solcher Schranken, die z. B. im römischen und im deutschen Rechte weit von einander abweichen, braucht hier nichts Näheres ausgesagt zu werden, da es uns nur auf das allen historischen Eigenthumsbegriffen gemeinsame Merkmal des Schrankensetzens, ohne Berücksichtigung des veränderlichen Inhalts der Schranken, ankommt.

Ob meine Definition nun in allen Fällen eine Herrschaft über Personen einschliesse, was natürlich zu bestreiten ist, darauf kommt es hier garnicht an. Uns kommt es lediglich darauf an, ob meine Definition die richtige ist. Der Beweis aber, dass sie die richtige ist, ist leicht.

Denn massgebend für die Bedeutung des Eigenthumsbegriffs ist, das ist doch klar, nicht, was ein x-beliebiger Landauer im Hochgefühl seiner anarchischen Freiheit in das Wort hineinzulegen für gut findet, sondern massgebend ist doch einzig und allein der feste Sinn, den die Sprache mit diesem von ihr, nicht von Landauer geschaffenen Worte verbindet, mit einem Worte der Sprachgebrauch. Eigenthum ist nun zweifellos ein ausschliesslich juristischer Ausdruck, ein Rechtsbegriff, der beiläufig schon als solcher, weil eine Rechtsordnung (= Zwangsordnung) voraussetzend, in einen anarchischen (zwanglosen) Gesellschaftszustand garnicht hineinpasst. Also: Was dieses Wort für den Juristen bedeutet, das bedeutet es im massgebenden Sprachgebrauch, und das bleibt mithin selbst für Anarchisten der allein massgebende Sinn des Wortes.

Erkundigen Sie sich nun gefälligst bei Sachverständigen, Herr Landauer. Sie werden dann erfahren, dass nicht Sie, sondern ich den Eigenthumsbegriff richtig erfasst und

wiedergegeben habe. Also nicht die Unvollkommenheit der menschlichen Sprache, wie Landauer uns weiss machen will, ist verantwortlich für seine horrende Begriffsverwirrung, sondern einzig und allein die vollkommene Unzulänglichkeit seines Wissens und seines Urtheilsvermögens.

Für das, was Landauer Eigenthum nennen möchte, was aber kein Eigenthum ist, weil es die Sprache niemals so genannt hat, existirt ein ganz anderer juristischer terminus technicus, nämlich „herrenloses Gut,“ (res nullius). Auf dieses treffen alle Merkmale der Landauer'schen Begriffsbestimmung zu; denn unter „herrenlos“ ist nur das Fehlen eines juristischen, d. i. durch Rechtszwang geschützten Herrn (also eines Eigenthümers), nicht die Abwesenheit jedes thatsächlichen Unterworfenenseins unter einen menschlichen Willen zu verstehen.

Es ergibt sich nun für Jeden, der den Inhalt dieser Begriffe „herrenloses Gut“ und „Eigenthumsgut“ verstanden hat, dass es sich hier um Gegensätze handelt, die einander völlig ausschliessen, und dass demnach auch die Begriffe des Anarchismus, der jedes Eigenthum ausschliesst, und des Sozialismus, der das Eigenthum umgekehrt voraussetzt, einander ausschliessen.

Wunderbarer Weise beruft sich der „Feind jeder Autorität“ Landauer noch auf Autoritäten, auf seine Genossen Tucker und Mackay. Ich erwidere darauf nur, um so schlimmer für diese Autoritäten, wenn sie nichts Besseres zu sagen wissen, als was Herr Landauer auch sagt. Soweit diese Herren „anarchistisches Privateigenthum“ für möglich halten, soweit halten sie eben etwas Widersinniges für möglich. Meine Ausführungen würden also einfach auf sie sinngemässe Anwendung finden.

Wir fassen das Gesagte kurz zusammen:

Da zum Begriff des Sozialismus nothwendig der Begriff des Gemein-Eigenthums gehört und ferner zum Begriff des Gemein-Eigenthums (überhaupt jedes Eigenthums) das Zwangs-Schrankensetzen gegen Eingriffe, so gehört auch zum Begriff des Sozialismus das Zwangs-Schrankensetzen gegen Eingriffe. Daher ist ein „zwangloser Sozialismus“ in der That eine contradictio in adjecto.

Was also Herr Landauer von meinem perversen Akrobatenkunststück mit dem vagen Wort „Gemeinschaft“ oder „Volk“ fabelt, erklärt sich daraus, dass er garnicht verstanden hat, dass jede sozialistische Gemeinschaft eben darum, weil sie sozialistisch ist, nothwendig auch eine Gemeinschaft sein muss, welche Gemein-Eigenthum besitzt, und wiederum eben darum, weil sie Gemein-Eigenthum besitzen muss, nothwendig eo ipso Zwangsschranken setzt.

Dass jedoch die Verfassung eines solchen sozialistischen Volkes nicht nothwendig, wie Herr Landauer behauptet, eine demokratische sein müsse, das sollte selbst ein Landauer bei einigem Nachdenken wohl herausfinden können.

Nicht ich, sondern gerade Herr Landauer begiebt sich überhaupt mit Vorliebe auf das Gebiet der fälschenden Kunststücke. So unterstellt er mir, ich hätte lediglich den Staatssozialismus mit dem Anarchismus verglichen. „Es wäre mir dann freilich leicht gefallen, zu beweisen, dass mit dem — Staatssozialismus der Anarchismus herzlich wenig gemein habe. Die These, die ich in Wahrheit aufstelle, lautet: Der Staatssozialismus sei der einzige Sozialismus — und Herr Kuroff sei sein Prophet.“

Den Staatssozialismus habe ich nun thatsächlich in meinem ganzen Artikel nicht mit einem Worte berührt. Landauer behauptet freilich, der demokratische Sozialismus sei identisch mit Staatssozialismus. Aber, ganz abgesehen von der völligen Verkehrtheit dieser Behauptung, auch den demokratischen Sozialismus habe ich nur an einzelnen Stellen ganz beiläufig mit dem Anarchismus in Parallele gestellt. Prinzipaliter jedoch habe ich, wie sich namentlich aus S. 693 und 694 ergibt, nur den Sozialismus im weitesten Sinne, ohne jede Berücksichtigung der demokratischen Abart, mit dem Anarchismus verglichen. Es ist doch klar, dass meine Ausführungen über das Wesen des Gemein-Eigenthums und die Rückschlüsse, die ich daraus auf das Wesen jedes denkbaren Sozialismus gezogen habe, auch auf die wenigstens begrifflich denkbaren Formen des aristokratischen und des

monarchischen Sozialismus Anwendung finden. Gemein-Eigenthum an den Produktionsmitteln schliesst nämlich eine monarchische oder aristokratische Verfassung keineswegs aus, Herr Landauer.

Sollten Sie als Sozialpolitiker übrigens wirklich noch nicht die Bedeutung des terminus technicus „Staatssozialismus“ erfasst haben? Oder stellen Sie sich nur so? Sie zwingen mich jedenfalls dadurch zu einer Erörterung dieses Begriffes; denn es lesen schliesslich ja auch Ungelehrte Ihr Geschreibsel.

Staatssozialismus ist nämlich überhaupt kein Sozialismus. Er ist nicht Ueberführung aller wichtigen Produktionsmittel in das Gemein-Eigenthum des Volkes, sondern er ist nur die Verstaatlichung verhältnissmässig weniger grossgewerblicher Betriebe im Interesse der herrschenden Klassen zur bequemeren Ausbeutung des Volkes. Er setzt also den Klassenstaat, die Klassenscheidung, Klassenherrschaft, Klassenregierung und Klassenausbeutung voraus; kurz, er ist die kapitalistische Ausbeutung durch den Klassenstaat und würde daher richtiger Staatskapitalismus oder, wenn es nicht eine *contradictio in adjecto* wäre, Klassenstaats-Sozialismus genannt. Der wahre Sozialismus ist Verstaatlichung im Interesse Aller, der Staatssozialismus aber Verstaatlichung im Interesse einiger Weniger. Sogar Schäffle giebt zu (Quintessenz S. 29) „dass Staatsfabriken des liberalen Kapitalistenstaats und solche des Sozialistenstaats total verschiedene Voraussetzungen haben.“ Lesen Sie im Uebrigen hierzu noch die Ausführungen auf S. 85 des Protokolls des sozialdemokratischen Parteitags zu Köln und auf S. 129 und 130 des „Erfurter Programms“ von Kautsky (I. Aufl.).

Schliesslich will Herr Landauer nicht zugeben, dass der konsequente Anarchist auf planmässige Arbeitstheilung, umfassende Anwendung des Grossbetriebes und auf Maschinenarbeit, damit aber auch auf die Produktion von Ueberfluss für Alle und folglich auf Beseitigung von Noth und Elend verzichten müsse. Aber dies ergibt sich daraus, dass der Anarchismus auf jede bindende Organisation, die erzwingbare Pflichten auferlegt, verzichtet. Nur bei Zwangsorganisationen, wo Niemand die Freiheit hat, den einmal übernommenen, vielleicht sehr verantwortlichen Posten, z. B. als Kapitän, Maschinist, Bahnwärter, Weichensteller etc. in jedem beliebigen Augenblicke zu verlassen und dadurch den ganzen Betrieb zu gefährden, wo also Jeder, der sich dergleichen „Freiheiten“ herausnimmt, genau wüsste, dass er von der Gesamtheit zur Verantwortung gezogen und bestraft werden würde, ist eine bis ins Einzelne planmässig geordnete, Ueberfluss schaffende Gesellschaftsarbeit möglich.

Indessen angenommen, wenn auch nicht zugegeben, es käme einmal eine Zeit, wo die Menschheit in allen ihren Gliedern so von freiwilligem Pflichteifer und selbstaufopfernder Energie beseelt und mit solcher Einsicht begabt wäre, dass nach jeder Richtung ein vollkommener Verlass auf Jeden ohne Zwangsandrohung ausnahmslos möglich wäre, so muss doch auch Herr Landauer zugeben, dass das heutige Menschenmaterial, das durch den Kapitalismus erzogen, verdorben, an Zwang gewöhnt und in dumpfer Unwissenheit erhalten ist, in der That ausserordentlich schlecht vorbereitet wäre, um ganz freiwillig den ungeheuer komplizirten Anforderungen eines für das ganze Volk geordneten maschinellen Grossbetriebes gerecht zu werden.

Auch Herrn Landauer müsste sich deshalb eigentlich die Nothwendigkeit einer auf mindestens zwei Generationen zu bemessenden Uebergangszeit aufdrängen, in welcher erst der Versuch gemacht werden müsste, alle die Charakter- und Bildungsmängel, welche heute der ungeheuren Ueberszahl aller Menschen noch anhaften, durch eine zweckentsprechende, des Zwanges nicht ganz entbehrende, Volks-Erziehung zu beseitigen.

Aber weit entfernt von solcher historisch-kritischer Betrachtung der Wirklichkeit, die mit dem Gegebenen rechnet, empfehlen die Anarchisten nach Art echter Utopisten den sofortigen Uebergang zur völligen Freiheit und bekämpfen erbittert Diejenigen, welche unter Berücksichtigung aller gegenwärtigen Bedingungen nur das zunächst wirklich Erreichbare anstreben möchten. Auch darin liegt schliesslich ein bezeichnender Gegensatz von Sozialismus und Anarchismus: Das ist der Gegensatz von Wissenschaft und Dilettantismus.

Ueber den Zusammenhang von Theorie und Praxis in der sozialen Frage.

Von
Emil Lang.
(Hamburg.)

In der Einleitung zu seinen Ausführungen (Heft 1, 1897, der „Sozialistischen Monatshefte“) weist Kampffmeyer zutreffend auf den innigen „Zusammenhang von Theorie und Praxis in der sozialen Frage“, namentlich unter Bezugnahme auf unser Programm und unsere Agitation, hin. Er fügt hinzu, es gebe in unserer Partei eine Gruppe von „Realpolitikern“, gleichsam „geschworenen Feinden jeder grauen Theorie, die ihre Entscheidungen von Fall zu Fall treffen“. Wir glauben, die Verhältnisse in der Partei ziemlich genau zu kennen, uns ist aber kein Genosse bekannt, der nicht voll und ganz auf dem Boden des Erfurter Programms stände, jener theoretischen Basis, von der allein aus eine Beurtheilung der kapitalistischen Gesellschaft und deren klassenbewusste Bekämpfung sich ermöglichen lässt.

Kampffmeyer meint nun, unser Programm stände sowohl mit den tatsächlichen ökonomischen Zuständen, als auch mit unserer politisch-agitatorischen Thätigkeit nicht völlig im Einklang. Unser Programm habe sich die dialektische Anschauungsweise von Marx und Engels zu eigen gemacht. Die ökonomischen Umwälzungsprozesse bedeuteten nach ihm für „das Proletariat und die versinkenden Mittelschichten eine wachsende Zunahme der Unsicherheit ihrer Existenz, des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Erniedrigung, der Ausbeutung“. Während nun unser Programm im Anschluss an Marx (Kapital, Band I, 3. Aufl., pag. 790) diese Zunahme der ökonomischen Misère nur als Begleiterscheinungen des Ausreifungsprozesses der kapitalistischen Wirtschaftsordnung betrachtet, meint Kampffmeyer, diese Anschauung müsse zu der Annahme führen, dass z. B. das Elend, auf die Spitze getrieben, erst seine völlige Ueberwindung ermögliche. Das Proletariat habe aber kein Interesse an der Linderung der sozialen Noth, wenn es erst durch eine vollständige Verelendung auf seine Befreiung aus der wirtschaftlichen Knechtung hoffen könne. Der scheinbare Widerspruch liegt lediglich in einem Irrthum Kampffmeyers. Die Ueberwindung des Elends wird niemals durch seine Zuspitzung allein erreicht werden. Sie wird nur möglich nach eingetretener Aenderung der Produktionsweise, d. h. nach Aufhebung der kapitalistischen und Einführung der sozialistischen Wirtschaftsordnung. — Nach Kampffmeyer ist das Programm in Bezug auf die ökonomischen Kämpfe der Arbeiterklasse „von erschreckender Magerkeit“; die positiven Forderungen hätten einen „durchweg politischen Charakter“. Zur Widerlegung dieser Behauptung brauchen wir wohl nur auf die Forderungen „zum Schutze der Arbeiterklasse“ am Schluss des Programms hinzuweisen. Sie enthalten Alles, dessen die Arbeiter zur Führung ihrer ökonomischen Kämpfe bedürfen. Kampffmeyer hat uns eine der besten Schilderungen von der elenden Lage des Bauernstandes gegeben. Und worin sah er die einzige Möglichkeit zur Beseitigung der sozialen Misère des Bauernstandes? „Die staatliche Gewalt muss eine grosse befreiende That für den heutigen Bauernstand wagen, sie muss ihn aus der kapitalistischen Schuldknechtschaft

erlösen Aber nicht von der heutigen Kapitalistenklasse kann und wird dieses Befreiungswerk ausgehen.“ Die organisirte Arbeiterklasse sei der wackere Waffengefährte des Bauernstandes. „Beide Gesellschaftsklassen müssen sich zu einer politischen Partei zusammenschliessen und zu beiderseitiger Befreiung die politische Macht erobern.“ („Die soziale Frage auf dem Lande“, von Paul Kampffmeyer, Heft XI der Arbeiterbibliothek, Seite 21 und 22.) Während Kampffmeyer 1889 in der Eroberung der politischen Macht durch das als politische Partei organisirte Proletariat die einzige Möglichkeit zur Befreiung der Arbeiter und Bauern aus den Fesseln des Kapitalismus sah, stellt er jetzt die ökonomischen Kämpfe, Genossenschafts- und Gewerkschaftsbewegung, in den Vordergrund der Bestrebungen der Arbeiterklasse. Selbst wenn die Hamburger Hafenarbeiter gewerkschaftlich organisirt gewesen wären und einen günstigeren Zeitpunkt für ihren Ausstand gewählt hätten, so würden sie m. E. dennoch schliesslich im Kampfe mit dem Kapitalismus unterliegen sein, weil die Arbeiter in Hamburg bisher aus der gesetzgebenden Körperschaft gänzlich ausgeschlossen waren und auch in Zukunft, nach der Erweiterung des Wahlrechts zur „Bürger-schaft“, nur wenigen ihrer Kandidaten, und erst nach Jahren, zum Siege verhelfen werden. Erst mit der „Diktatur des Proletariats“ werden die Arbeiter genügend Einfluss und Stärke gewonnen haben, um ihre Forderungen durchzusetzen.

Kampffmeyer exemplifizirt nun zum Beweise für seine Behauptung, dass die ökonomischen Kämpfe auch ohne politische und Koalitionsrechte geführt werden konnten, auf die englische Arbeiterklasse. Es will uns scheinen, als wenn ihm die Geschichte des britischen Trades-Unionismus nicht genau bekannt ist, wenigstens nach der neueren Litteratur. Sidney und Beatrice Webb's Werk korrigiren zum mindesten seine Ansicht recht wesentlich. Aber selbst wenn er Recht hätte: ist damit etwa bewiesen, dass die englischen Arbeiter nicht schneller zum Ziele ihrer Bestrebungen, dem Gesetz vom Jahre 1875, gelangt wären, wenn sie neben den ökonomischen in gleicher Weise in die politischen Kämpfe eingegriffen hätten? Auch darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass die englischen Arbeiter sich bereits in früheren Jahrzehnten einer Bewegungsfreiheit im öffentlichen Leben erfreuten, wie sie noch heutigen Tags den deutschen versagt ist. Wer sich über die politischen Kämpfe in England und den Antheil, welchen die grosse Masse, also auch die Arbeiter, daran nahm, unterrichten will, der nehme das Werk von George Jacob Holyoake: „Sixty years of an agitators life“ zur Hand.

Dass sich die Lage der Arbeiter zu ihrem Vortheil ändert, sobald sie an den politischen Kämpfen Theil zu nehmen vermögen, sehen wir an Belgien, wo früher gar keine Schutzgesetze bestanden, jetzt aber dem Kapitalismus von den Sozialisten im Parlament eins der grössten Reformgesetze — loi sur les réglemens d'ateliers — abgerungen, und der Kampf um das Gesetz, betr. die Inspektion der Bergwerke und Hütten, entbrannt ist.

Kampffmeyer kommt auch auf den Generalstreik zu sprechen und meint, in anderen Ländern habe man sich damit schon „ernstlich“ beschäftigt. Nun, in Oesterreich spricht man jetzt kaum noch von dieser Utopisterei, die Arbeiter traten vielmehr in den Wahlkampf ein. In Frankreich verliert der Gedanke mehr und mehr an Boden, nur in Holland agitiren Domela Nieuwenhuis und seine Anhänger für den Generalstreik, ob aber „ernstlich“, das möchten wir angesichts

ihres Gebahrens nicht behaupten. Kampffmeyer meint ferner, das Erfurter Programm verallgemeinere bestimmte gegensätzliche Tendenzen viel zu sehr; die Lage der Arbeiter sei seit 1848 nicht in ihrer ganzen Lage herabgedrückt, eine Verelendung habe also nicht stattgefunden. Zum Beweise zitiert er — Marx und Engels! Er erinnert an Engels' Schilderungen der wahrhaft höllischen Zustände der englischen Arbeiter in dessen Werk über „Die Lage der arbeitenden Klassen in England“ und an Marx' Ausspruch von der moralischen und physischen Wiedergeburt der Arbeiterklasse während der Jahre 1853 bis 1860. Somit wäre nicht nur das Erfurter Programm, sondern, da dieses sich an die philosophische Grundanschauung von Marx und Engels eng anlehnt, auch Marx und Engels wären durch ihre eigenen Schriften widerlegt! Marx spricht aber an der angezogenen Stelle nur von der Wirkung der Fabrikgesetzgebung. Auf Seite 671 im I. Bande des „Kapital“ knüpft er an die viel kommentirte Acusserung Gladstone's: „Die berausende Vermehrung von Reichthum und Macht ist ganz und gar auf die besitzenden Klassen beschränkt, aber sie muss von direktem Vortheil für die Arbeiterbevölkerung sein, weil sie die Artikel der allgemeinen Konsumtion verwohlfeiert — während die Reichen reicher, sind die Armen jedenfalls weniger arm geworden“, die Bemerkung: „Wenn die Arbeiterklasse ‚arm‘ geblieben ist, nur ‚weniger arm‘ im Verhältniss, worin sie ‚eine berausende Vermehrung von Reichthum und Macht‘ für die Klasse des Eigenthums produzierte, so ist sie relativ gleich arm geblieben. Wenn die Extreme der Armuth sich nicht vermindert haben, haben sie sich vermehrt, weil die Extreme des Reichthums.“ Und nun lese man, um die ganze Haltlosigkeit der Kampffmeyer'schen Behauptung zu ermassen, nach, was Engels in seiner Schrift: „In Sachen Brentano contra Marx“ Seite 32 ff. sagt. Man findet dort eine Schilderung der frostlosen, ja, grauvollen Lage des englischen Arbeiters in den fünfziger und sechziger Jahren.

Wir dächten übrigens, Kampffmeyer hätte bereits von Lassalle lernen können, dass es nicht auf die absolute Hebung der Lage der Arbeiter im Laufe der Jahrzehnte, sondern darauf ankommt, in welchem Grade sie sich im Verhältniss zu der Lage der besitzenden Klassen zur gleichen Zeit geändert hat. Diesen Gesichtspunkt geflissentlich ausser Acht zu lassen, ist das beliebte Manöver aller Vulgärökonomien.

Einen „bedenklichen Einfluss“ auf die Lage der arbeitenden Klasse übt, wie Kampffmeyer zugiebt, die Reservearmee aus. Er fügt aber hinzu, dass vorläufig „noch wenig brauchbares Material über den Umfang dieser Armee und ihren Druck auf die Löhne der beschäftigten Arbeiter“ vorhanden sei. Ja, kennt denn Kampffmeyer nicht die Publikationen des Labour Department des englischen Handelsministeriums (Board of Trade) und die Statistik über die beschäftigungslosen Arbeitnehmer im Deutschen Reich aus dem Jahre 1895?

Kampffmeyer hebt aus der Unmasse der Erscheinungen im wirthschaftlichen Leben einige hervor, welche unzweifelhaft eine Besserung der Verhältnisse proletarischer Existenzen darthun. Allein nicht auf diese, wenn auch noch so grosse Zahl von Ausnahmefällen, sondern auf die Massenerscheinungen und die allgemeine nivellirende Tendenz der kapitalistischen Produktionsweise kommt es an. Die zunehmende Proletarisierung der Massen, der Sturz bürgerlicher und kleinbürgerlicher Existenzen ins Proletariat sind unumstössliche That-sachen. Dies und nicht etwa eine allgemeine Verelendung bis zur „ölligen

Arbeits- und Obdachlosigkeit behauptet unser Programm in seiner Erklärung der Tendenz der kapitalistischen Wirtschaftsordnung.

Es hiesse oft Gesagtes wiederholen, wollten wir an dieser Stelle eingehender von der Bedeutung der Gewerkschaftsbewegung für das kämpfende Proletariat sprechen. Man lese z. B. nur Kautsky's „Erläuterungen“ zum Erfurter Programm und man wird Kampffmeyers Gedanken sämtlich — nur viel eingehender behandelt — wiederfinden.

Ueber die Natur des gegenwärtigen Staats sind wir uns durchaus nicht im Unklaren, und die Forderungen, die wir an ihn stellen, bringen uns mit unserer Anschauung nicht im mindesten in Widerspruch. Klar und einleuchtend hat Schoenlank im II. Abschnitt der „Erläuterungen zum Erfurter Programm“ auseinandergesetzt, warum wir die im zweiten Theil des Programms aufgestellten Forderungen, die übrigens in andern Ländern vielfach Gemeingut des gesammten Volks sind, den herrschenden Klassen in Deutschland abringen müssen.

Die Taktik der (ausgestorbenen) „unabhängigen Sozialisten“, „der Beteiligung an den staatlichen Aktionen den Rücken zu kehren“, weil der Staat nur ein Herrschaftsinstrument der besitzenden Klassen sei, wird sich das zielbewusste Proletariat niemals zu eigen machen. Es kennt nur den Kampf auf der ganzen Linie, und niemals hat es grösseren Heroismus bewiesen, als zu jener Zeit, da es unter den Schlägen des Ausnahmegesetzes erbittert um seine politischen Rechte kämpfte auf die Gefahr hin, von Weib und Kind vertrieben zu werden. Wäre wohl das Ausnahmegesetz gefallen, wenn die Arbeiterklasse „der Beteiligung an staatlichen Aktionen den Rücken gekehrt“ und 1890, anstatt 1 427 298 Stimmen abzugeben, der Wahlurne ferngeblieben wäre? Nachdem sich unsere Stimmen 1890 gegen 1887 fast verdoppelt hatten, „verzichteten Regierung und Reichstag auf die Erneuerung des Ausnahmegesetzes“ (Dr. A. Braun, „Die Parteien des Deutschen Reichstags“, Seite 24).

Vollmar soll die Entwicklung als einen friedlichen, organischen Prozess betrachten. Soweit Vollmar in seiner bekannten Rede einem theoretischen Gedanken Ausdruck verleiht, decken sich seine Ausführungen mit denjenigen Schoenlanks in den „Erläuterungen“ und besagen weiter nichts, als was Liebknecht einmal mit dem „Hineinwachsen der gegenwärtigen in die sozialistische Gesellschaft“ meinte. Im Uebrigen beweisen Vollmars Reden im Reichstage beim Militäretat am 12. und 13. Februar d. J., dass er von seinem optimistischen Standpunkt durch die Logik der Thatsachen zurückgekommen ist.

Schwerlich giebt sich noch ein Genosse der „Erwartung“ hin, dass der gegenwärtige Staat eine „systematische Demokratisirung seiner Grundlagen“ vornehmen werde. Diese Annahme würd' unserer ganzen Anschauung vom Wesen des Klassenstaats ins Gesicht schlagen. In diesem Punkte pflichten wir den Ausführungen Bebels in der „Neuen Zeit“ (1886 Seite 1 ff.) bei. Einer Neuformulirung des Staatsbegriffs in unserm Programm bedarf es nicht. Am allerwenigsten scheinen uns Diejenigen zu dieser Umarbeitung berufen zu sein, die dasselbe noch nicht einmal voll und ganz verstanden haben.

Die Sozialdemokratie hat, mit dem Erfurter Programm als theoretischer Unterlage, in ihrer bisherigen Thätigkeit Erfolge über Erfolge zu verzeichnen gehabt, sie wird auch auf dem beschrifteten Wege sicherlich das gesteckte Ziel erreichen.

Freiheit und Ordnung.

Ein Versuch zur Abgrenzung der Rechte des Individuums und der Gesellschaft.

Von

Simon Katzenstein

(Berlin).

Im Wesen jedes unverkümmerten Menschen liegt das Streben nach ungehemmter Entfaltung seiner leiblichen und geistigen Kräfte, nach Behauptung und Geltendmachung seines Ichs. Und der nächste und natürlichste Trieb erkennt keine Schranke dieser Selbstbetheätigung, kein gleichberechtigtes oder gar übergeordnetes Interesse an. Und doch sehen wir überall, wo Menschen zusammenleben, die Bethätigung dieser persönlichen Kräfte gehemmt und eingeschränkt. Ueberall findet das Individuum Grenzen seines Begehrens, und das Wesen der menschlichen Gesellschaft besteht wie in der Zusammenfassung getrennter Kräfte zu gemeinsamen Zwecken so auch in der Beschränkung der Einzelnen in ihrer Ausdehnung und Entfaltung. So lange es ein Gesellschaftsleben giebt, stehen diese beiden Bestrebungen: des ungehemmten Sichauslebens des Einzelnen und des einschränkenden Eingreifens der Gesellschaft neben einander und im Gegensatz zu einander. Das Verhältniss, in dem sie neben und gegen einander zur Geltung kommen, ist neben den technischen Unterlagen der gesellschaftlichen Produktion, und im Wesentlichen durch sie bestimmt, entscheidend für die Verfassung und das Leben des Gemeinwesens.

Sind sie wirklich Gegensätze? Verlangt die Freiheit der Individuen, als höchstes und absolut Richtungweisendes Ziel, die Verwerfung jeder Autorität, die Hemmung jedes organisirten und zwangberechtigten Eingreifens der Gesellschaft? Verlangt die Ordnung des Gesellschaftslebens, der innere Friede, die planmässige gesellschaftliche Aktion die Niederhaltung der Persönlichkeit, die Achtung der von der herrschenden Anschauung abweichenden und selbständigen Bestrebungen?

Oder sind sie keine Gegensätze? Vielleicht gar auf einander angewiesen, derart, dass die Freiheit des Einzelnen ihre Schranke finden muss in den Anforderungen der Gesamtheit, ihre Gewährleistung erst findet in der gleichberechtigten Freiheit aller — dass die Ordnung, um eine Ordnung menschlichen Lebens, nicht todter Maschinerie zu sein, um ihre Stütze in innerer, selbstthätiger Kraft zu finden, der Selbständigkeit bedarf, ja ihre ganze Berechtigung nur daraus herleiten kann, dass sie eine Ordnung zum Schutze gleichberechtigter, im Grunde freier Personen und Organisationen darstellt? Ich will versuchen, diese Fragen zu beantworten.

Was ist der Zweck der Gesellschaft? Nicht die Verwirklichung irgend welcher geheimnissvollen Ziele der „Idee“, des göttlichen Willens oder dergleichen, sondern ganz einfach und schlicht die möglichst vollkommene und allseitige Förderung der Interessen der sie bildenden Personen. Man mag den Zweck des Menschen setzen wie man will; das Gesellschaftsleben als menschliche Schöpfung kann keinen anderen Zweck haben als den, die menschlichen Zwecke, wie sie von ihren Trägern erfasst werden, so weit als möglich der Verwirklichung zuzuführen.

An sich ist, wenn wir von der Psychologie des Kindes als der am wenigsten durch äussere Einflüsse umgestalteten ausgehen, der Mensch genau wie das Thier der Ausdruck der vollendetsten Selbstsucht. Er empfindet Triebe und sucht sie rücksichtslos zu verwirklichen — das ist alles. Aber schon dieses kindliche Egoistendasein ist nicht als isolirtes denkbar. Das Kind könnte keinen Tag ohne die mütterliche Nahrung und Pflege am Leben bleiben.

Die ganze Pflege und Erziehungsarbeit ist eine unendliche Kette von Leistungen und Opfern, die von den Eltern, vornehmlich der Mutter, dargebracht werden im Interesse einer anderen Person. Es ist kein Fremder, und das ganze Verhältniss setzt die ursprüngliche körperliche Gemeinschaft in gelockterter Form fort: aber es ist festzuhalten, dass vom Beginn des Lebens an und als unumgängliche Vorbedingung seiner Erhaltung Leistungen einer Person für eine andere stehen. Das Individuum bedarf von vornherein fremder Hilfe: das Kindesverhältniss bereits widerlegt jede entschieden durchgeführte individualistische Theorie. Es bleibt sich völlig gleich, ob man hier von der monogamischen Familie oder welcher anderen Form auch immer ausgeht.

Aus dieser Fürsorge entwickelt sich mit Nothwendigkeit die Erziehung: die Anpassung des Kindes an die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen es aufwächst, die Entwicklung seiner Anlagen durch zweckbewusste Einwirkung anderer. Hier tritt zu der Hingabe ein zweites Moment hinzu: die Herrschaft. „Das ganz kleine Kind wird wie eine Sache getragen und niedergelegt, gekleidet etc., dem grösseren wird eine Menge von Anweisungen, Geboten und Verboten zu Theil, deren Durchführung im Nothfall mit Gewalt, durch unmittelbaren Zwang oder den psychologischen der Strafe erzielt wird. Im Laufe der Zeit vermindert sich dieser Zwang allmählich in zweifacher Richtung. Zum Theil wird er überflüssig, weil die grössere Gewandtheit und Einsicht des herangewachsenen Kindes seine Anwendung unnöthig machen, zum anderen, weil eine Reihe auch fernerhin nothwendiger Vorschriften dem Kinde zur Gewohnheit geworden, in Fleisch und Blut übergegangen sind, oder weil die gereifte Vernunft und Charakterstärke die nothwendigen Handlungen und Unterlassungen gewährleisten.“

Wir sehen also von Anfang an auch ein Verhältniss der Unterordnung und in ihm die Grundlage, ohne die menschliches Dasein, menschliche Entwicklung garnicht gedacht werden können. Der Satz, dass der Mensch frei geschaffen sei, erfährt durch die Natur und die aus ihr unmittelbar erwachsenen gesellschaftlichen Bildungen von Anfang an eine sehr beträchtliche Einschränkung. Wie weit ist er im Uebrigen wahr?

Es liesse sich einwenden, selbstverständlich sei die beanspruchte absolute Freiheit nur für den erwachsenen voll entwickelten Menschen gemeint. Eine derartige „selbstverständliche“ Einschränkung eines unbedingt aufgestellten Grundsatzes ist immer schon ein Zeichen von Unklarheit, an der die ganze Theorie krankt, und die praktischen Zweifel über die zu ziehende Grenze würde bei dem Versuche der Ausführung Verwirrung genug anrichten — diese freilich nicht allein und nicht nur hier.¹⁾

In Wahrheit ist ein grundsätzlicher Unterschied garnicht vorhanden. Die Fürsorge für das Kind ergiebt sich aus der elterlichen Liebe und aus dem Eingreifen der Gesellschaft, die zu ihrer Selbsterhaltung auf die Erhaltung ihres Nachwuchses angewiesen ist. Und die Herrschaft über das Kind ergiebt sich ebenso theils aus den Forderungen seines eigenen Interesses, theils aus den Ansprüchen der Gesellschaft. Ganz die gleichen Gesichtspunkte, des Interesses der Person selbst und der Gesellschaft kommen auch weiterhin und für das ganze Leben des Menschen in Betracht. Die Mittel freilich, die ihnen entsprechen, sind sehr verschiedener Art.

Das Kind kann nicht für sich sorgen — der Erwachsene kann es in gewissem Maasse und soll es, so weit er es kann. Denn nur indem er für sich eintritt, vermag er

¹⁾ In einer Novelle von Strindberg tadelt es der Vater, dass die Mutter dem Kinde einen Befehl ertheilt — aus dem Grundsatz der Freiheit. Eine Strindbergsche Kindererziehung müsste sich allerdings nicht übel ausnehmen. Der reaktionäre Winterhjelms persifliert die absolute Freiheitstheorie ganz geschickt durch ihre Anwendung auf die Kinderstube.

als vollentwickelter Mensch, nur insoweit jeder Einzelne es thut, vermag eine geordnete Gesellschaft zu bestehen. Das Kind ist nicht im Stande, seine Neigungen zu zügeln und die Ansprüche der anderen als gleichberechtigt anzuerkennen — der Erwachsene kann und soll es, wieder als Vorbedingung eines geregelten und nutzbringenden gesellschaftlichen Lebens. Aber beides hat seine Grenzen.

Auch der Erwachsene, der nicht als Einsiedler, sondern in der Gesellschaft lebt, ist nur in beschränktem Umfang fähig, für sich zu sorgen. Das Zusammenwirken Vieler und die Theilung der Arbeit nach Ort und Beruf sind die Voraussetzungen einer ertragreichen Arbeit, und je höher entwickelt die Gesellschaft ist, um so verwickelter sind diese Beziehungen ihrer Theile, deren jeder nothwendig mitwirken muss zum Gedeihen des Ganzen und zugleich wieder von diesem bedingt ist. Um diese äussere Organisation aufrecht zu erhalten, kennt die Gesellschaft zwei Mittel: die Freiwilligkeit, vermittelt durch den Lohn, und den Zwang. Unter Lohn verstehe ich hier jede Befriedigung, sei es auch nur das Gefühl der Selbstgenüthung oder die rein objektive Zufriedenheit mit dem bewirkten Erfolg. Unter den Lohn fällt dann neben dem Eigennutz auch das Gefühl der Liebe und der gerne erfüllten Pflicht, unter den Zwang neben der äusseren Zwangsgewalt auch der psychologische Druck der Gesellschaft und das durch ihn geschaffene Pflichtgefühl.²⁾

Wie weit erstreckt sich der Bereich der Gesellschaft und ihrer Ordnung? Und welches ist die Aufgabe der Selbstbehauptung der Persönlichkeit in der Gesellschaft? Dabei ist zu prüfen, in welcher Weise die gesellschaftlichen Motive wirksam werden, und die Abgrenzung der beiden Gebiete zu versuchen.

Die wirthschaftliche Organisation der Arbeit wird je nach dem Wesen der Gesellschaft, dem Stande der Technik, der Dichtigkeit der Bevölkerung, den Ansprüchen ihrer Glieder etc. verschieden gestaltet sein. In einer schwach bevölkerten Gegend, die Jedem wenigstens die rein physische Existenz ohne Mitwirkung der Uebrigen gewährt, wird der Ackerbau — gleichviel, ob Gemein- oder Privatbesitz besteht — individualistisch betrieben werden. Eine dichte Bevölkerung, die auf Raumersparniss angewiesen ist und unter sich in engen Beziehungen steht, wird zu genossenschaftlichen Einrichtungen neigen. Die Produktion der Industricserzeugnisse aber, wie Handel und Verkehr, drängen zu noch engerer Verbindung und möglicher Konzentration. Dazu bedarf es des Zusammenwirkens unter Umständen grosser Massen. Und dieses wieder bedarf der Unterordnung der einzelnen Mitwirkenden unter den gemeinsamen Zweck: direkt oder indirekt. Direkt dann, wenn ein einheitlicher Betrieb — sagen wir, eine Fabrik oder Eisenbahn — vorhanden ist. Hier hat jeder Mitwirkende die ihm zugewiesene Aufgabe zu erfüllen, anderenfalls treten Stockungen ein, vielleicht Gefahren. Das unzeitige Erwachen des Gefühls der persönlichen Souveränität im Kesselswärter oder Weichensteller könnte Tausenden das Leben kosten. Nicht, dass er eine Ordnung und Unterordnung verlangt, machen wir dem kapitalistischen Betriebe zum Vorwurf, sondern dass — von der Vertragsvertheilung hier abgesehen — seine Ordnung eine unzweckmässige ist. Dass die Leitung nicht dem Tüchtigsten, nicht dem Vertrauensmann der Arbeitsgenossen, sondern dem Kapitalbesitzer als solchem zusteht ohne Rücksicht auf Qualifikation; dass sie vielfach ihre Zuständigkeit überschreitet — ja dass sie unzulänglich ist: dass der Unternehmer anarchisch schaltet, nicht das gesellschaftlich gewahrte Gesamtinteresse.

Wo eine solche unmittelbare Unterordnung fehlt, ergibt sich eine mittelbare. Sie wird einerseits vermittelt durch die Arbeitstheilung, bei der jeder Einzelne, um sich zu

²⁾ Ich weiche hier von Jherings Eintheilung in seinem „Zweck im Recht“ etwas ab. Im Uebrigen wird die Einwirkung seiner Darstellung im Nächstfolgenden mehrfach zu erkennen sein, wenn auch seine Anregung nicht selten den Widerspruch erweckt hat.

nützen, in gewissem Maasse für die Anderen thätig wird, andererseits durch den Vertrag und den Erfüllungszwang. Eine auf Privatbetrieb und Tauschverkehr beruhende Volkswirtschaft hat die bindende Kraft des Vertrags zur unentbehrlichen Unterlage. Das Naturrecht, das von der natürlichen Souveränität der Einzelperson ausgeht, leitete ja schliesslich die ganze Gesellschaftsordnung sammt dem Staate von dem freien Vertrage ab³⁾, wusste aber dann mit dem Erfüllungszwang nichts Rechtes anzufangen. Einer der radikalsten Vertreter der Vertragstheorie, der jugendliche Fichte erklärte denn auch⁴⁾ den Vertrag als Ausfluss des freien Willens für nur so lange bindend, als der Wille noch mit ihm übereinstimmt, also für nicht bindend — die bindende Kraft des Vertrags besteht ja gerade darin, dass er verpflichtet, auch wenn der Wille nicht mehr besteht — ja er gestattete den jederzeitigen Austritt aus dem Gesellschaftsvertrage und der gesammten bürgerlichen Gesellschaft ohne Verlassen des Landes. Wie denn der grosse Denker, der die Entwicklung vom Anarchisten zum Polizeistaats-Sozialisten durchgemacht hat, vor einer unsinnigen Konsequenz eines von ihm aufgestellten Grundsatzes nie zurückgeschreckt ist.

In Wirklichkeit ist in der Gesellschaft der Einzelwille nicht unbedingt frei — es ist ihm nur ein Spielraum zur freien Bethätigung gelassen, ausserhalb dessen die Unfreiheit beginnt. Der Verkehr setzt eine gewisse Sicherheit, auf die Anderen zu rechnen und sich mit ihnen einrichten zu können, für jeden Beteiligten voraus. Somit verlangt er eine Gewährleistung dieser Möglichkeit, die nur durch die Verpflichtung zur Erfüllung abgeschlossener Verträge, im Nothfall durch Erfüllungszwang zu erreichen ist⁵⁾. Treu und Glauben sind die Grundlagen des freien Verkehrs⁶⁾. Je mehr er sich entwickelt, um so schärfer hält die Gesellschaft auf jene, wie die Gesetze gegen den unlauteren Wettbewerb und die Tendenz der Gerichte zur weiteren Ausdehnung des Betrugsbegriffs deutlich beweisen.

Aber diese Nothwendigkeit der Unterordnung gilt nicht nur auf wirtschaftlichem Gebiete. Die Wirtschaftszwecke gehören zu den wichtigsten der Gesellschaft, ohne deren Erfüllung die der anderen Gemein Zwecke gar nicht möglich wäre — aber neben ihnen stehen andere, die ursprünglich meist aus ihnen erwachsen, neben ihnen an Bedeutung gewinnen und danach streben, sie sich unterzuordnen. Es sind die geistigen. Neben den Bedürfnissen sinnlicher Art entwickeln sich im Menschen allmählich andere, ästhetischer Art, theils durch Um- und Fortbildung aus jenen entstanden (ideales Rechtsgefühl aus der Wahrung der Interessen im Rechte, Wissbegierde aus dem Streben nach nützlichen Kenntnissen), theils neben ihnen selbständig entwickelt (Streben nach Uebereinstimmung der Dinge mit den Erkenntnissen, rein theoretischer Wahrheitsdrang in Selbsterkenntnis und Metaphysik etc.). Auch auf ihrem Gebiete, das wesentlich freier gestaltet ist, bedarf es der Organisation, der Ordnung. Die Bildung der Kinder im Unterricht wird in

³⁾ Es ist übrigens unrichtig, die Theorie des Gesellschaftsvertrages auf Rousseau zurückzuführen. Rousseau will gerade zeigen, dass die von der Naturrechtsschule behauptete Begründung der Gesellschaft auf den Vertrag unwahr, die Gesellschaft vielmehr auf Gewalt gegründet sei. Der Gesellschaftsvertrag ist ihm eine Forderung, ein politisches Ideal, auf dem sich dann bei ihm eine antik verbrämte kleinbürgerliche Demokratie aufbaut.

⁴⁾ „Aufklärung des Publikums über die Ursachen der französischen Revolution“. 1792.

⁵⁾ Wie allmählich nur sich dieser Erfüllungszwang entwickelt hat, zeigt Ihering anschaulich am römischen Rechte, das es niemals zum vollständigen Erfüllungszwang für einseitige (liberale) Versprechungen gebracht hat.

⁶⁾ Wie das Verkehrsbedürfniss selbst sie erzeugt und die alten Kniffe und Pfiffe als unpraktisch erkennen lässt, ist von Engels im Vorwort zur zweiten Auflage der „Lage der arbeitenden Klassen in England“ anschaulich geschildert.

steigendem Maasse, entsprechend der wachsenden Einsicht in ihre Bedeutung, der öffentlichen Fürsorge (Übernahme der Lasten) und Aufsicht (Schulordnungen und Schulpflicht) unterstellt. Die Rechtspflege⁷⁾ soll neben der Körperintegrität und den Verkehrsbedürfnissen ebenfalls ideale Interessen (Ehre, Sittlichkeit) schützen. Auch sie verlangt eine streng durchgeführte Ordnung. In Wissenschaft, Kunst, Gesundheitspflege, politischer Bethätigung, überall, wohin wir blicken: Bedürfniss nach Organisation. Organisation aber heisst Ordnung: Unterordnung der Einzelperson unter die Bedürfnisse der Gesamtheit. In verschiedenen Kulturperioden besteht dieses Bedürfniss in verschiedenem Maasse. Gegenwärtig wächst es mit steigender Kulturentwicklung. Bereits greift die Gesetzgebung in den „freien Arbeitsvertrag“, wie sie es früher zu Ungunsten des Arbeiters gethan hat, nunmehr theilweise wenigstens, wieder zu seinen Gunsten ein. Für manche Geschäftsformen (z. B. kaufmännische Buchführung, Wechsel), für die Benutzung privaten Baugeländes etc. werden ganz bestimmte Vorschriften gegeben. Das Enteignungsrecht wird erweitert. Kurz, mit der wachsenden Dichtigkeit der Bevölkerung und der intensiven Ausbildung des Verkehrs, mit der wachsenden Macht der bisher niedergelassenen Klassen und der in manchen Angehörigen der anderen Schichten steigenden Einsicht in die Pflicht der Gesellschaft zum Schutze der Unterliegenden steigert sich das Bedürfniss nach Eingreifen der Gemeinschaft, nach Umhegung der Einzelwillkür mit immer engeren Schranken⁸⁾. Das Ziel der Entwicklung aber ist: Die Erhebung der Privatwirthschaft zur wahren Volkswirtschaft, die Verwandlung ihrer Einzelarbeit, die rein auf Eigennutz beruht und allen anderen gegensätzlich gegenübersteht, in die öffentliche Funktion, die den Gesamtinteressen dient und als Gegenleistung wirtschaftliche Sicherung empfängt. Der Arbeiter wie der Unternehmer im heutigen Sinne verschwinden damit. An ihre Stelle treten grundsätzlich gleichberechtigte Glieder eines Ganzen, das den Interessen aller dient.

Dieses Ziel aber setzt eine wohlgegliederte Ordnung voraus: sowohl zur Erkämpfung seiner Vorbedingungen als zu seiner wirklichen Erreichung. Es ist kennzeichnend, dass der Anarchismus, der angeblich das Gewerkschaftswesen als ein Befreiungsmittel der Arbeiterklasse anerkennt, die einzige Form, die hier wirklich zu grossen Leistungen befähigt ist, die centralisirte Gewerkschaft, aus Grundsatz bekämpft. Ist sie doch ein Eingriff in die heilige und unverletzliche Freiheit⁹⁾. Mag auch der sich aufblühende Dünkel die Nase rümpfen: wir Sozialdemokraten sind stolz auf unsere Disziplin. Sie ist ein Beweis von Erkenntniss der notwendigen Entwicklungsbedingungen und zugleich von Selbstzucht des Individuums, das sich freiwillig einem höheren Zwecke unterordnet. Die Selbständigkeit in Einzelfragen und die Freiheit der Kritik an Sachen und Personen sind damit wohl vereinbar, als Bedingungen geistiger Regsamkeit und innerer Unabhängigkeit, von denen der Werth der ganzen Bewegung schliesslich abhängt, sogar nothwendig.

⁷⁾ Ich spreche von dem sozialen Zwecke der Rechtspflege, nicht von ihrem speziellen Gebrauche oder Missbrauche zur Förderung besonderer Klasseninteressen und antisozialer Zwecke.

⁸⁾ Ein derartiges Eingreifen verpönt natürlich der Individualismus, nicht nur das kapitalistische Manchesterthum, sondern auch sein anarchistischer Stiefbruder. Nicht allein, dass die grossen Freiheitsmänner mit Lumpereien wie Arbeiterschutz sich nicht abgeben: mir hat einmal ein Anarchist sich als Gegner eines Achtstundengesetzes erklärt, weil es die „Freiheit der Arbeit“ beschränke.

⁹⁾ Ich verkenne natürlich nicht, dass taktische Gründe, z. B. die Rücksicht auf die Anwendung der Vereinsgesetze, den Verzicht auf die Centralisation nothwendig machen können. Das bleibt dann aber immer ein Nothstand. Dagegen beweisen die Erfolge einiger grossstädtischen Lokalorganisationen nichts; denn ihnen entspricht eine umso grössere Vernachlässigung der Kleinstädte und des Landes in Folge der Konzentration aller Kräfte auf einige Punkte.

In anderer Weise gilt dies von einer sozialistischen Gesellschaft nicht minder. Mag die Selbstverwaltung der örtlichen und beruflichen Gruppen noch so ausgedehnt sein und sich bis zur freien Regelung der Arbeitsordnung, der Wahl der Betriebsleiter und einer gewissen Bedarfsbestimmung erheben — mag der Einzelne wie die Gruppe durch ihre Arbeitsleistungen das Maass ihres Antheils am Ertrage der Gesamtheit beeinflussen können: thatsächlich ist es ein Organismus. Seine Abtheilungen sind die Organe, die Arbeitenden die Zellen. Daneben aber bedarf es des Nervensystems und eines Centralorgans zur Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten. Diese Gesellschaft bedarf nicht etwa, wie man sich vielfach vorstellt, einer ins Einzelne gehenden Regelung der Arbeit, einer Bestimmung des Bedarfs für alle Glieder von oben her: sie produzirt wie der solide Handwerker, der auf Bestellung arbeitet, nach Maassgabe der vorhandenen Vorräthe, der Wünsche und des voraussichtlichen Bedarfs der Konsumenten. Und die Arbeit regelt sich, unter Wahrung der Gesamtinteressen durch gewählte Aufsichtsorgane, nach dem Ermessen der örtlichen oder Berufsarbeitergruppen, bei einer Freiheit des Wohnsitzes, der Berufswahl und der Bedarfsbestimmung, wie sie heute nur für den kleinsten Theil der Bevölkerung vorhanden ist. Aber sie bedarf, wo es Noth thut, des regelnden Eingreifens und vor allem und allerwege der freiwillig oder pflichtmässig bethätigten Unterordnung des Mitarbeiters und der Gruppe unter das Interesse der Gemeinschaft, unter die gesetzmässigen Anordnungen der selbstgewählten und verantwortlichen Vertrauenspersonen. Sozialismus ist die den gesellschaftlichen Gesamtinteressen dienende und deren Bedürfniss gemäss auf Grund des Gemeinlichthums an den gesellschaftlich anzuwendenden Produktionsmitteln geregelte Produktions- und Vertheilungsweise. Regelung aber bedeutet Unterordnung der Einzelnen unter die Regel, bedeutet die Negation der individuellen Selbstherrlichkeit.

Und die Mittel zur Erreichung dieses Ziels? Die heutige Gesellschaft hat ein anderes Ziel: die Produktion im Interesse der Einzelnen, d. h. unter unseren Verhältnissen im Interesse der herrschenden Klassen. Sie erreicht es durch das Streben nach Gewinn bei den Herrschenden, nach Fristung der Existenz bei den Beherrschten. Und da den Armen seine Armuth zur Produktion für andere zwingt, reicht der Kapitalismus im ganzen mit dem formell freien Vertragsverhältniss aus (nicht überall und nicht immer: siehe die Maximalarbeitslarife der vorigen Jahrhunderte, die Sklaven- und Kuliwirthschaft). Unter Umständen tritt daneben auch weiterer Zwang ein: man denke an die gesetzliche Privilegirung nothleidender Groggrundbesitzer auf Kosten der Brodesser und Branntweintrinker; an das Koalitionsverbot für Landarbeiter etc. — andererseits drängt das Interesse der Ausgebeuteten auf Schutz durch Wuchergesetze, Arbeiterschutzgesetze und dergleichen. Dieser Zwangsmittel wird eine sozialistische Wirthschaftsordnung im Wesentlichen entraten können, wie sie nicht minder das Motiv des Eigennutzes in ganz verschiedener Weise für ihre Zwecke verwenden wird. Ganz wird sie keine von beiden Motivirungen missen können, ja die letztere wird in geänderter Wirksamkeit eine wichtige Rolle spielen müssen.

Die Gesellschaft wird dahin streben, das Einzelinteresse mit dem Gesamtinteresse möglichst zu verschmelzen. Dies thut sie einerseits, indem sie den Einzelnen zur vollberechtigten Mitbestimmung, sowohl im engeren Kreise, als auch durch gewählte Vertreter oder durch Volksabstimmung in der Gesamtheit, heranzieht, indem sie ihm nur solche Verpflichtungen und Beschränkungen auferlegt, die aus den gleichberechtigten Ansprüchen Aller, somit zugleich aus seinem eigenen Interesse sich ergeben (Beseitigung der Ausbeutung und Klassenherrschaft) — zum andern, indem sie ihm zum steigenden Verständniss dieses Verhältnisses, zum Bewusstsein seiner Pflicht erzieht. Das Pflichtgefühl ist der innere Sporn, der das Individuum auf den Weg der gesellschaftlichen Norm zwingt, der unbestechliche Richter, der ihm über die Grenzen seiner Freiheit und seiner Ansprüche das

Urtheil spricht. Ihm zur Entwickelung und vollen Wirkung auf das Handeln zu verhelfen, dieses zu erfüllen mit dem ganzen Inhalt der Aufgaben der Person und ihrer Bedeutung im Gemeinwesen, das wird die Aufgabe der sittlichen Erziehung sein. Soweit sie nicht ausreicht, soweit die Erkenntniss des Gesamtinteresses als des eigenen noch nicht in jedem Einzelnen herrschend geworden ist: soweit müsste auch ferner der persönliche Eigennutz durch verschiedene Entlohnung als Hebel verwandt und in gewissen Nothfällen selbst das Mittel des Zwanges durch Entbehrungen, Auferlegung von Rechtsverminderung oder anderes herangezogen werden.¹⁰⁾

Das Ziel ist, diese Hilfsmittel überflüssig zu machen, die Erfüllung der Pflicht als eine freiwillige Lebensbethätigung zu sichern. Und in dem Maasse, in dem dies sich vollzieht, tritt die Wirkung der übrigen Mittel zurück, tritt an die Stelle der auferlegten Ordnung die freiwillig, d. h. aus Erkenntniss der Nothwendigkeit übernommene, damit die Freiheit der Person. Das Kind, von dem wir ausgegangen sind, soll zur freien Einsicht in die Bedürfnisse des eigenen wie des gesellschaftlichen Daseins, zur „Erkenntniss von Gut und Böse“ herangebildet werden. Es soll die innere Kraft gewinnen, sich diesen Bedürfnissen freiwillig anzupassen. Und in dem Maasse, in dem ihm dies gelingt, wird die äussere Beschränkung sich erweitern, um mit der Zeit vielleicht ganz zu fallen. Frei sein: das heisst nicht, regellos sein — das heisst, sich im Einklange befinden mit den Regeln, die der eigene Lebenszweck und die Bedürfnisse des Ganzen aufgestellt haben. Der Grundfehler des Individualismus in seiner anarchoistischen wie in der manchesterlichen Form ist, dass er die Freiheit der Person zur absoluten Forderung gemacht hat. Die volle Freiheit darf im Gesellschaftsleben nicht der Ausgangspunkt sein, sondern der Zielpunkt.

Die Freiheit des Einzelnen in der Freiheit Aller. Und so wenig das Endziel je völlig erreicht werden wird, so wenig kann eine absolute Kluft gedacht werden, die das Werden von dem künftig Gewordenen scheidet. Die Entwickelung macht keine Sprünge. Auch der Weg aus dem Reich der Nothwendigkeit in das Reich der Freiheit (Engels) will durch langsame, zähe Arbeit in ausdauerndem Ringen um jeden Schritt erkämpft und ausgebaut werden. Und so kann es auch keine Zeit der blossen Vorbereitung geben, in der die Freiheit des Einzelnen zu verneinen wäre im Interesse einer alles regelnden und beherrschenden Ordnung. Der Einzelne hat Pflichten gegen die Gesellschaft — aber die Gesellschaft hat auch Pflichten gegen den Einzelnen. Ist sie doch, ihrem Zwecke nach, nur die Einheit der Gesamtheit, d. h. der Einzelnen. Hat sie doch keine andere Aufgabe als die möglichste Wesenentfaltung aller ihrer Glieder.¹¹⁾

Dazu aber gehört als eine der vornehmsten Bedingungen die Gewährleistung der Persönlichkeit. Es giebt persönliche Verhältnisse, in die kein öffentliches Interesse sich einzumischen hat, weil ihre Unantastbarkeit für die Gesellschaft das wichtigste Interesse

¹⁰⁾ „Womit wir es hier zu thun haben, ist eine kommunistische Gesellschaft, nicht wie sie sich auf ihrer eigenen Grundlage entwickelt hat, sondern umgekehrt, wie sie eben aus der kapitalistischen Gesellschaft hervorgeht; die also in jeder Beziehung, ökonomisch, sittlich, geistig, noch behaftet ist, mit den Muttermalen der alten Gesellschaft, aus deren Schooss sie herkommt!“ — Marx, Programmbrief von 1875.

¹¹⁾ „Ein Staat, der seine Bürger am Wachstum hindert, um an ihnen, sei es auch für nützliche Zwecke, geeignete Werkzeuge zu besitzen, wird finden, dass mit kleinen Menschen wahrlich keine grossen Dinge vollbracht werden können, und dass die Vollkommenheit der Maschinerie, der er Alles geopfert hat, am Ende doch nichts nützt, weil die lebendige Kraft mangelt, die er, damit die Maschine glatter arbeite, zu beseitigen vorgezogen hat.“ J. St. Mill. „Ueber Freiheit“, übers. v. D. Haek. — Ich bin natürlich weit entfernt, mir die individualistischen, theilweise stark inkonsequenten Folgerungen des schottischen Denkers sonst zu eigen zu machen.

ist. Kein Gesetz verpflichtet Vater und Sohn, einer gegen den Anderen Zeugniß abzugeben, und die That der Judith dürfte keine Gesellschaft, sei es auch zur Rettung ihrer Existenz, einem ihrer Glieder auferlegen. Denn so sehr die Interessen der Vielen den gleichartigen Interessen der Wenigen vorangehen, so giebt es auch Interessen, die kein Maass ausmisst, Rechte, die keine Beschränkung erfahren können. Ich will diesen Satz nicht absolut hinstellen: alle Gefühle haben sich erst in der geschichtlichen Entwicklung bilden müssen, ausgenommen vielleicht das Gefühl der Mutter, durch das die Gesellschaft mit der Natur verknüpft wird. Alles Andere, erscheine es uns noch so tiefbegründet, hat nicht von Ewigkeit her bestanden. Auf der heute erreichten Stufe aber giebt es eine Anzahl solcher persönlichen Rechte, die über allen Eingriffen der Gesellschaft stehen, und mit der steigenden Entwicklung wird ihre Zahl zunehmen.

Gehört die Freiheit der Arbeit darunter? Ich glaube nicht. Die Erwerbsarbeit ist, mag sie auch noch auf lange unentbehrlich sein zur sittlichen Schulung, an sich nur ein Mittel zur Erreichung eines Mittels: der Grundlage für ein auf gesicherte Existenz gegründetes harmonisches und gesittetes Dasein Aller. Und da dieses Mittel nothwendig ist für das Bestehen der Gesellschaft, da deren Glieder verpflichtet sind, ihr zu dienen und das, was sie ihr verdanken, durch Arbeit zu vergelten, so sind sie auch verpflichtet, diese ihre Arbeit in der Weise zu leisten, die der Gesellschaft am zweckmässigsten erscheint. Eine solche Regelung der Arbeit, deren Zulässigkeit durch ihre Nothwendigkeit bedingt ist und in ihr die Grenze findet, bedeutet aber Verfügung über Zeit, Kraft, Thätigkeit, somit eine Beschränkung der Freiheit.

Die volle Freiheit der Arbeit ist ein Zustand, der in der Kulturgesellschaft noch niemals, heute so wenig wie früher, bestanden hat, dessen Dasein zur Voraussetzung hat entweder die volle und unbeschränkte freiwillige Hingabe Aller an die Gesamtheit, die alle Pflichten freiwillig und mit der nöthigen Einsicht übernimmt, oder eine überströmende Ertragsfähigkeit der Arbeit, die alle vorhandenen und stets steigenden Ansprüche spielend mit dem einfachen Mittel der ungetheilten und unorganisirten Arbeit zu befriedigen gestattet. Beides sind Illusionen, Träume, deren Erfüllung wir uns in technischer und moralischer Beziehung nähern können, ohne sie je mit Augen zu schauen.

Oder will man die Freiheit der Arbeit auf Grundlage der freien Vereinigung organisiren? Dann müsste innerhalb dieser wenigstens, sofern eine vernünftige Produktion bezweckt wird, Unterordnung unter die Vereinigung und ihre gewählten Organe stattfinden. Für die einzelnen Vereinigungen unter einander aber müsste wieder, um einen Verkehr zu ermöglichen, die bindende Kraft der Verträge zur Geltung kommen, im Nothfall also ein Erfüllungszwang statthaben. Schliesslich bedürfte es gemeinsamer Anordnung mit Zentralinstanzen für alle Angelegenheiten, die Allen gemeinsam sind (Verkehrsmittel, Forstwesen, Be- und Entwässerung, Schutz gegen Feuers- und Wassergefahr, Hungersnoth etc.) — kurz die ganze Organisation, die bei allgemeiner „Freiheit“ ehestens zusammenbrechen müsste, würde entweder in die geregelte sozialistische Organisation, der ja, wie ausgeführt, eine weitgehende Selbstverwaltung der Gruppen und Autonomie der Gemeinden, wie Freizügigkeit, Berufswahl und Bedarfsbestimmung der Einzelnen in keiner Weise widerspricht, einmünden; oder die Konkurrenz der Gruppen, deren erfolgreiche sich unvermeidlich absperren würden, und der Tauschverkehr würde die ganze „kommunistisch“ - anarchische Produktion wieder zur kapitalistisch-anarchischen zurückführen sammt dem Privateigenthum an Produktionsmitteln und der davon unzertrennlichen Ausbeutung. Kommunistischer Anarchismus ist ein Widerspruch in sich. Der Anarchismus, der aus dem Kapitalismus entsprungen ist und dessen radikal übertriebene Heilslehre von dem unbeschränkbar Individuum aus-

spricht, wird kapitalistisch sein, oder er kann nicht sein.¹²⁾ — Die volle Souveränität der Gruppen und gar der Einzelnen schlägt dem Sozialismus ins Gesicht. Der Kommunismus aber als höchstes Ziel des Sozialismus, dessen Grundsatz die Einfügung des Individuums in die Gesellschaft und ihre Lebensinteressen ist, muss demokratisch sein, oder er kann nicht sein. Beide Prinzipien scheiden sich wie Feuer und Wasser. Dass die absolute Freiheit, mithin der kommunistische, vielleicht gar der individualistische Anarchismus am letzten Ende der sozialistischen Entwicklung liegen kann, mag wohl zugegeben werden, ohne dass eine grundsätzliche völlige Verschiedenheit verkannt wird, so lange eben die Vorbedingungen jener absoluten Freiheit fehlen und durch Unterordnung ersetzt werden müssen.

Der Anarchismus verwandelt „die Gesellschaft“, wie sie geschichtlich gegeben ist, in eine unendliche Menge von Quecksilbertropfen, die einander ausschliessen und abstossen — der Sozialismus — in einen lebendigen Organismus unendlich vieler Zellen, jede angewiesen auf die anderen und dabei in ihrer Eigenart selbständig ausgestaltet, Lebenskräfte mit Allen austauschend und zu einem Ganzen eigener Art, einer Persönlichkeit unbildend. Denn die Gesellschaft ist nicht Selbstzweck. Sie soll dem Wohl ihrer Glieder dienen. Und deren vornehmstes Interesse ist die persönliche Freiheit und Eigenart, und jeder Eingriff in diese, der nicht durch das Gesamtinteresse geboten ist, ist entscheiden zurückzuweisen.

(Schluss im nächsten Heft.)

Ein Streifzug durch die Anstalten der Heilsarmee in London.

Von
Helene Simon
(London).

In einer Welt, vor deren Elend und Verkommenheit die Kirche eingestandenermassen die Waffen streckt, deren Dunkel weder gewerkschaftliche, genossenschaftliche noch sozialistische Propaganda zu durchdringen vermag, ist das Kriegsfeld der Heilsarmee („Salvation Army“); ihre Thätigkeit allein erreicht ein grossstädtisches Lumpenproletariat, das jenseits eines Minimums von Behagen in halber Verthierung dahinhungert. Wie man auch über die Spitzen der Armee denken mag, zweifellos findet sich in ihren Reihen die fanatische Hingabe im guten und bösen Sinne, die die Religionen dereinst gezeitigt haben.

Bei einer Prüfung der sozialen Bewegungen Englands kann die Heilsarmee als unterste Stufe nicht ausser Acht gelassen werden. Ihr Endzweck ist auf's Jenseits gerichtet, aber ihre soziale Arbeit im „dunkelsten England“ gilt der unmittelbaren Linderung des Elends der Deklassirten und der dauernden Hebung ihrer Lebenshaltung, ihrer Speisung, Beherbergung, Beschäftigung, der Pflege ihrer Kranken, der Stellenvermittlung, der Fürsorge für entlassene Sträflinge, der Aufnahme von Prostituirten in Frauenheimen und der Nachfrage nach verschwundenen Personen.

Die Strassenpropaganda der Armee, ihre barbarische, vom Geklingel und Geklapper der Tambourine begleitete Musik, ihre Gesänge, Reden und Verwicklungen reizen zu Spott oder Tadel, ehe man begreift, was diesen lächer-

¹²⁾ Dabei sind die kapitalistischen Theoretiker, z. B. Spencer, immer noch so verständlich gewesen, die Nothwendigkeit einer gewissen Ordnung anzuerkennen, natürlich im Interesse des Kapitalismus: Lassalles Nachtwächterstaat. Der Anarchismus, soweit er von sozialistischen Interessen ausgeht, verwechselt dann den kapitalistischen Staat mit dem Staate überhaupt.

lichen und traurigen Aufzug nöthig macht; ein brutaler Lärm wendet sich an brutale Instinkte und vermittelt die erste Annäherung an die verkommenen Geschöpfe, deren körperlicher Verelendung und seelischer Vereinsamung abzuhelpen, man bemüht ist. Um ihnen helfen zu können, muss man sie verstehen und ihr Vertrauen besitzen; um es zu gewinnen, muss man sie anziehen, und dazu bedarf es der genannten Mittel. Fänden zeitgemässere Kräfte würdigere Wege, gelänge es, die Hingabe im Dienste der Allerärmsten ohne den Impuls eines erschreckenden Masses religiöser Verzückung zu erwecken, so wäre ein guter Schritt vorwärts gethan. So lange man der systematischen That nur Worte entgegensetzen vermag, bleibt die Heilsarmee ein Zeitelement von Bedeutung.

Die Erkenntniss, dass die gesammte Soziologie, Theologie und Ethik Londons die Londoner „Slums“ nicht unmittelbar zu berühren vermag, veranlasste mich, die Praxis der einzig unmittelbar eingreifenden Körperschaft einer Prüfung zu unterziehen. Ein Offizier der Heilsarmee (captain), ein Freund und schwärmerischer Verehrer des General Booth, war mein Führer. Aus seinem jungschönen Gesicht, dessen Blässe die feuerrothe Uniform noch auffälliger erscheinen liess, leuchtete ein reines, aber verzehrendes Feuer.

„Seit 9 Jahren gehöre ich der Armee an,“ sagte er bei unserer ersten Begegnung; „damals wurde ich Christ im Sinne des Wortes. Während einer Ansprache des Generals kam mir die Inspiration und gewann meine bis dahin träge und selbstische Seele. Seitdem habe ich ein Glück gefunden, das der Worte spottet.“

Aehnliche Bekenntnisse mit geringen individuellen Abweichungen und in mehr oder minder sympathischer Form sind bei einer Begegnung mit den Führern der Armee fast unausbleiblich.

Ich sprach bewundernd vom Muth der „Slum-girls“, Mädchen jeden Alters, die die Armuthshöhlen des Ostends Tag und Nacht aufsuchen. „Wenn man Jemanden von Herzen liebt,“ erwiderte der Kapitän, so ist es selbstverständlich, dass man für ihn thut, was man kann. Vor der Liebe zu Jesus Christus und ihnen, um derentwillen er gestorben ist, schwindet jede Angst. Weil die Armen unsere Liebe empfinden, hängen sie an der Armee. Wenn uns in tiefer Nacht ihr Nothschrei ruft, geben wir ihnen Brot und Milch, reinigen ihre Stuben, schlichten ihren Streit und verbinden ihre Wunden. Sind die Drangsale des Körpers gemildert, dann beten und singen wir mit ihnen.“

Mit leiser, eintöniger Stimme, ein kindliches Lächeln um Augen und Lippen, als glaube er, eine Seele zu gewinnen, begann er, sich über das Thema der geistigen Rettung zu verbreiten. Ich bemerkte ihm, dass mein Interesse der sozialen, nicht der religiösen Einwirkung der Armee gelte. Einen Augenblick zuckte es wie Enttäuschung über sein Antlitz, aber sein Wesen blieb unverändert. „Wohnen Sie unserer Versammlung bei,“ bat er und presste meine Hand mit mächtigem Heilsdrucke.

Wir waren an einer der Kasernen (barracks) angelangt und betraten eine grosse, menschengefüllte Halle; die Menge der anwesenden Kinder fiel mir auf. „Die Jugend zu gewinnen, ist das Wichtigste,“ flüsterte mein Begleiter mir zu und wies mir einen Sitz auf einer der Holzbänke an; er selbst begab sich auf die Rednerbühne.

Zu meiner Ueberraschung erkannte ich in meiner Nachbarin die hübsche Gattin des Präsidenten eines Konsumvereins.

„Gehören Sie der Armee an?“

„Ja, aber mein Gatte duldet nicht, dass ich den Hut (bonnet) trage.“

„Haben Sie denn den Wunsch? Die Tracht ist so unkleidsam.“

„Das könnte mich nicht hindern. Es würde mich beglücken, meine Zugehörigkeit zur Armee auch äusserlich zu bekunden.“

Ich blickte mich um. Mütter mit Säuglingen, Männer und Kinder füllten die Bänke. Die Tribüne nahmen Musikanten, männliche und weibliche Kapitäne ein. Ein kräftiger junger Mann leitete, rastlos auf- und niederschreitend, die Versammlung. Zuerst sangen die Kinder, dann die Erwachsenen, schliesslich ersuchte er sämtliche Anwesenden, sich zu erheben und das gute alte Lied „in the true love of Christ“ anzustimmen. Während des Sprechens schloss er die Augen; seine emporgehobenen Hände fielen langsam und schwer auf die die Tribüne abschliessende Holzpfählung.

Plötzlich gewahrte ich in meiner Umgebung eine wachsende Aufregung; sie äusserte sich in Händeklatschen, Hallelujahgeschrei und lautem Aufstöhnen. Mehrere Männer rutschten mit verzerrten Gesichtern und erhobenen Fäusten auf den Knien hin und her. Aus der krampfhaft zuckenden Zügen der Betenden sprach im Ringen, sich Christi nahe zu fühlen und Sündenvergebung zu erwirken, eine wahnsinnige Angst. — Einen Augenblick glaubte ich, in einer Irrenanstalt zu sein und beobachtete mit einem Gefühl des Grauens die hypnotische Macht der Heilsarmee.

Der folgende Tag gehörte dem Besuch von Schlaf- und Werkstätten. An Eisenbahn- und Pferdebahnhof schloss sich eine Wanderung durch die schmutzige und überlicchende Pariawelt des inneren Ostends. Einige der Vorübergehenden grüssten den Kapitän ehrfurchtsvoll; andere riefen ihm Spott- und sogar Schimpfworte nach. Ein Lächeln antwortete ihnen. „Haben sie nicht Jesus Christus auf seinem Dornenweg zu unserer Erlösung verhöhnt?“ — flüsterte er vor sich hin.

In der Frauenherberge, unserem ersten Ziel, übernimmt eine abgearbeitet aussehende, alte Person bereitwillig unsere Führung.

Weiber mit dicken Haarfransen über der Stirne und den typisch gedunsenen, gemeinen Gesichtern des „dunkelsten Londons“ hocken nahe dem Eingang vor Tellern mit Suppe oder Fleisch und starren uns mit stumpfer Gleichgültigkeit, Neugier oder Hass an. An die Vorhalle schliesst sich der Versamlungs- und Betsaal, ein grosser, heller Raum, dessen Holzbänke Nachts zu Schlafplätzen à 1 Penny ($8\frac{1}{3}$ Pfennig) hergeliehen werden. Auf dem Boden knien zwei mit seiner Reinigung-beschäftigte Mädchen. „Die eine ist gar brav“ („a dear“), sagt unsere Führerin; „sie ist halbtäub, aber willig und fleissig; sie kommt seit mehreren Wochen, weil sie arbeitslos ist.“

Ein kleineres Zimmer, das sogenannte „Jubilee room“ von General Booth zu Gelegenheit seines Jubiläums gestiftet, enthält zwei übereinanderlaufende Reihen rechteckiger Holzgestelle von Manneslänge mit schwarzledernen Secgrasmatratzen und Keilkissen. Für diese Betten werden 2 Pennies bezahlt. Die andere Seite des Betsaales führt in eine geräumige Halle mit Schlafstellen der gleichen Art und zum gleichen Preise. Wieder finden wir mit Wasser, Seife und Bürsten bewaffnete Frauen, von denen eine gegen Kost und einen kleinen Entgelt regelmässig hier arbeitet, die andere, eine Errettete („a saved one“), auf der Stellungsuche ist.

Die Sonne, ein seltener Gast im winterlichen London, wirft freundliche Strahlen durch das Glasdach auf die staubfreie Sauberkeit des Raumes. Die Luft hat durch eine Reihe runder Oeffnungen Zutritt; die Heizung erfolgt durch Wasserröhren. Aborte und Waschküche sind ebenso tadellos sauber. In ungeheuren Bütteln können die Besucher gegen Zahlung eines Pennys ihre Kleidungsstücke reinigen. Für einen weiteren Penny steht ihnen hinter einem Holzverschlag ein Bad zur Verfügung.

Auf der entgegengesetzten Seite des Hauses liegt die „Metropole“, ein kleines Zimmer mit Sopha, Spiegel, Tisch und einigen Holzstühlen, das anständigen Leuten à 2 sh. die Woche zur Benutzung überlassen wird. Eine Treppe hoch sind Schlafstellen à 3 Pennies mit Decken, Leintüchern und eisernen Bettstellen, je 7 in einem Raume, sowie die Zimmer der Angestellten.

Ihre Aufgabe ist eine schwierige; zwar wechseln sie mit der Nachtwache ab, werden aber durchschnittlich 5—6 Mal die Woche heruntergeläutet, um mit vereinter Kraft streitsüchtige oder betrunkene Gäste zur Ordnung zu bringen. Die Besucher können zu jeder ihnen beliebigen Stunde geweckt werden.

Nahe der Herberge ist eine der Werkstätten der Armeec. Durch einen schmutzigen Hof, den ganze Berge alter, von den Mitgliedern zusammengetragener Papiere füllen, gelangt man in einen grossen Raum, wo etwa 50 Arbeiter mit der Sortirung der Papiere beschäftigt sind. Eine Treppe hoch befindet sich ein Möbellager mit einfachen, aber gut gearbeiteten Möbeln jeder Art; es schliesst sich daran eine helle, geräumige Werkstätte, in der alle zu ihrer Herstellung erforderliche Arbeit, von der Schreinerei an bis zu Aufputz und Politur „durch die auf die Strasse geworfenen Hände“ des Arbeitsmarktes geschieht.

Gegen einen neunstündigen Arbeitstag erhalten die Arbeitslosen Kost und Obdach und im Falle besondern Fleisses oder besonderer Anstelligkeit einen kleinen Lohn. Sie können zu jeder Tagesstunde eintreten und gehen, sobald sich ihnen Besseres bietet. Die Armeec thut, was sie kann, ihren Schützlingen bei der Stellungsuche behilflich zu sein. Landstreicher empfehlen sich meistens ohne Aufforderung nach dem ersten Tage. Die Durchschnittszahl der Arbeitsscheuen beträgt etwa 20 pCt., die Mehrzahl der Ankömmlinge sind Opfer der Verhältnisse und froh, ein anständiges Unterkommen zu finden. Bei ihrer Ankunft sind sie in der Regel niedergeschlagen und oft äusserlich und innerlich verwahrlost. Aber es gelingt den „Salvationists“ meistens, sie aufzuheitern und in ihrer Haltung zu heben.

Nach dem günstigen Eindruck, den ich von ihrer sozialen Thätigkeit erhalten hatte, gerieth ich wider Wissen und Willen zwischen Himmel und Hölle der Armeec. In der Nähe der City befinden sich Hauptlager und Verkaufsstelle der von ihr hergestellten Waaren zur Befriedigung allgemeiner Lebensbedürfnisse und spezieller Heilsbedürfnisse, Uniformen, Tambourine etc. Viele Treppen aufwärts, fast unter dem Dache des ungeheuren Hauses treten ihre geistigen Erzeugnisse „War cry, the young soldier“ und Anderes in die Erscheinung. Vor einem Schreibpulte, das fast die Hälfte eines mittelgrossen Raumes einnimmt, sitzt Herr N., ihr Redakteur, dessen jugendlich schöne Erscheinung nicht verräth, dass er Vater von 11 Heilssprösslingen ist. Meinen Gefährten begrüsst er mit Wärme, mich mit Freundlichkeit. Als weitgereister Mann beginnt er vom Kontinent und von der Thätigkeit der Armeec in Deutschland zu reden.

„Bedarf denn Deutschland der Armeec?“ frage ich.

„Mehr als ein anderes Land,“ ist die energische Antwort. „Die Deutschen haben infolge ihrer gefährlichen Philosophie den mütterlichen Boden der Herzens-einfalt und des kindlichen Glaubens verloren. Sie sind eine Nation von Ungläubigen und Skeptikern geworden. O meine Brüder, wie tief Noth thut Euch die Stimme Gottes und die Lehre des Evangeliums!“

„Meine Frage gilt der sozialen Thätigkeit der Armee.“

„Die soziale Thätigkeit ist nur das Werkzeug der Seelengewinnung. Sie sollten nicht nach dem Werkzeug fragen, wo das Wesen in Gefahr ist.“

„Das Problem der Armuth ist ökonomisch, und um dieses handelt es sich für mich.“

„Sie reden, wie Ihr Deutschen zu reden pflegt, in Trugschlüssen. Haben wir die Gemüther der Erde gewonnen, wird Jeder denken, wie mein Freund hier und ich, dann ist die Frage der Gütervertheilung gelöst. Sie müssen in sich gehen; eines Tages hoffe ich Sie auf der Rednerbühne der Heilsarmee zu sehen, wo ihre Beredsamkeit Tausende von Seelen gewinnen wird, — wenn nicht, werden Sie zum — — Teufel gehen.“

Er war mir näher und näher gerückt. Sein vorgebeugter Kopf berührte fast den meinen und seine durchdringenden Augen schienen in meinem Innersten zu forschen. —

Die Prüfung fiel nicht zu meinen Gunsten aus. „Sie werden zum Teufel gehen,“ wiederholte er und schüttelte seine Faust vor meinen Augen. Sein Gesicht nahm einen wachsend wunderlichen und räthselhaften Ausdruck an.

„Sie müssen zurückkehren zu Ihrem Kinderglauben, oder Sie sind für ewig verloren.“

Ich lächelte, obwohl mich ein Unbehagen überkam. Der Mann fing an, mich nervös zu machen. Ich griff nach meinem Hute. Seine Hand fasste meinen Arm.

„Ich sage Ihnen, Sie müssen Ihr Herz der Wahrheit und Einfalt erschliessen.“

Mein Gesicht ward steinern.

„Sollen wir beten?“

„Immerhin.“ Wir knieten nieder; seine Stimme war über mir in endlosem Gebet für die verlorene Seele. Er erging sich über die Schrecken der Hölle, der die Kinder der Welt entgegensteuern. „Gott erbarme sich meiner Brüder und Schwestern.“

Während er sprach, haftete sein Blick mit dem konzentrirten Ausdruck des Hypnotiseurs auf mir. Ich kämpfte mit einem Lachanfalle; er drohte ein letztes Mal mit der geballten Faust.

„Sie brachten mich absichtlich in diese Klemme?“ sagte ich zu meinem Gefährten. Er antwortete ausweichend. Armer Bursche, er hatte nur seiner Pflicht gehorcht.

Wir schritten flüchtig durch die Lager- und Ladenräume und die im Souterrain befindliche Druckerei. Nach dem Genuss einer Atmosphäre, die sich faszinierend um tausende von unschuldigen Seelen und erschrockenen Sündern legt, war ich froh, in die Tageswelt zurückzukehren.

Im südwestlichen London warfen wir einen Schlussblick in die Schlafstätten für Männer. „Victoria Shelter“ ist grösser und schöner als die Frauenherberge. Kein holländisches Privathaus kann sich gründlicher der letzten Er-

innerung an Lebewesen enttäusern als diese riesigen Räume, die Nacht für Nacht ein Heer von Arbeitern und schmutzigen Landstreichern aufnehmen. In den 1 Penny-Zimmern erhalten die Leute ausser ihrer Schlafstelle 4 Unzen frisches Weissbrod. Eine hübsche Küche ist mit allen modernen Bequemlichkeiten ausgestattet. Ein spezieller Raum dient zur Desinfektion verdächtiger Kleidungsstücke mittelst Gasvorrichtung, während ihre Eigenthümer in die Waschhalle wandern.

Die 3 Pence Quartiere bestehen hier aus langen Reihen winziger, durch Holzwände getrennter Zellen, die zum Theil von ihren Bewohnern mit kolorirten und unkolorirten Abbildungen der Armeegötzen und Heilsbegebenheiten, mit Papierblumen und bunten Kerzen ausgeschmückt sind.

Nach Aussage unseres Führers sind die Männer weit müheloser zu regieren als die Frauen. „Wir sind höchst selten genöthigt, Jemanden an die Luft zu setzen; jeder Einzelne ist der Hüter seines Nachbars; sie zwingen einander gegenseitig zur Ruhe. Um 7 Uhr Morgens müssen sie aufbrechen. Gegen 4 Uhr Nachmittags ist die Ordnung hergestellt. Um 6 Uhr kommen sie allmählig angerückt. — Einer unserer regelmässigen Besucher, ein intelligenter Mensch, der mehrere Sprachen spricht und eine gute Handschrift schreibt, ist als Handlanger thätig, um nicht zu verhungern. Ein Anderer hat Bankrott gemacht, Weib und Kinder in Verzweiflung verlassen und Zuflucht in der Armece gesucht. Er ist voll bitterer Reue über sein Vorleben, „ein Eretteter“. Wir sind bemüht, eine bescheidene Anstellung für ihn zu finden und ihn zu veranlassen, zu den Seinen zurückzukehren. Ein Dritter ist der Armece von seiner Familie als unheilbarer Trunkenbold zugeschickt worden. Nach 6 Wochen weiterer Anfechtung wurde er „erlöst“, allein er wagt sich noch nicht in die Welt hinaus und bewohnt eines der am sorgfältigsten ausgeschmückten Zimmer.“ Der mit der Oberaufsicht betraute Kapitän sieht darin den untrüglichen Beweis seelischer Umwandlung.

„Wie wurde er erlöst?“ fragte ich. Beide Kapitäne lächelten über meine Unwissenheit.

„Er“ antwortete mein alter Freund, „wie auch Sie eines Tages erlöst werden, durch einen Augenblick der Erleuchtung, in dem Gott zu Ihrer Seele durch den Mund seines demüthigen Knechtes spricht.“

Andere Herbergen der Heilsarmee: „Blackfriars-Whitechapel- und Farringdon Road Shelter“ habe ich ohne offizielle Führung, unerwartet, zu Tages- und Abendstunden besucht und überall ohne Schwierigkeit Einlass und Auskunft erhalten. Durchweg fand ich die Angestellten sympathisch, Ordnung und Sauberkeit am Tage tadellos, zur Nachtzeit jedes Bett und jeden Sitz besetzt.

Zweifellos besitzt die Armece die Fehler ihrer Tugenden. Ihren Angestellten, die Tag und Nacht für ihre Schützlinge arbeiten und jeden Pfennig, den sie entbehren können, hingeben, wirft man vor, dass sie nicht „nein“ sagen können. Die Herbergen sollen durch Ueberfüllung gesundheitschädigend wirken, die menschenfreundliche Behandlung Landstreicher und halbe Verbrecher anziehen, die „das bischen Beten“ in den Kauf nehmen, während Härte und Unbehagen sie vielleicht in ein geordnetes Arbeitsleben zurückzwingen würde.

Vor allen Dingen ist die Heilsarmee ein gewaltiger Anachronismus für unser intellektuelles Bewusstsein; nicht gewaltiger freilich, als die Unheilsarmee der Arbeit- und Obdachlosen für unser ethisches Bewusstsein.

Ein Blick auf die Leistungen der offiziellen Armenpflege lehrt das relativ Gute schätzen, so lange ihm nicht ein Besseres zum berechtigten Feinde wird.

Vor einigen Jahren machte ein Gemälde „Trafalgar Square“ seinen Rundgang durch die deutschen Galerien.

Trafalgar Square mit den düsteren Löwen auf dem Sockel seiner unschönen, aber in dem Dämmern der Nacht wirkungsvollen Säule hat allerdings seit 1886 infolge eines Polizeiverbotes aufgehört, die Szenerie für Nachtquartiere zu sein; aber man wandere ein wenig weiter über den Strand nach Embankment-Quai oder über Charing Cross, vorbei an der echten Vergangenheitsschöne Westminster Abbey's und der styllosen Pikanz des Parlamentsgebäudes nach Westminster Embankment und man findet im veränderten Rahmen das gleiche Bild. Die ausgebauten Ufer der Themse entlang ziehen sich endlose Reihen gespenstiger Schatten. In jedem Winkel der Granitpfeiler, auf alten Bänken sitzen, liegen und hocken Männer und Weiber oder lehnen sich gegen die Brüstung in erschöpfter Willenslosigkeit und müder Verzweiflung. Die in Betracht kommenden Versuche ihrer Beherbergung sind die Schlafstätten der Heilsarmee („shelters“) und die Schlafstätten der Armenverwaltung („casual wards“).

Bei einer Prüfung der casual wards begegnet man von Anbeginn der durch ihre verborgene Lage bewirkten Schwierigkeit, sie ausfindig zu machen. Sie werden um 4 Uhr geöffnet, und in einer kalten Nacht sind sie um 6 Uhr gefüllt. Der professionelle Landstreicher weiss das und findet sich zeitig ein; überdies kennt er die Plätze, wo die Arbeit leicht, und die Behandlung menschlich ist. Der Arbeitslose, der aus seiner Wohnung gewiesen wurde, weil er die Miethen nicht länger aufbringen konnte, wandert viele Meilen weit von Obdach zu Obdach, vielleicht umsonst, vielleicht findet er endlich eine Zelle, für deren Behütung er unter Anderem eine halbe Tonne Steine zu klopfen hat und einer Behandlung ausgesetzt ist, deren Brutalität ans Unerträgliche grenzt. Mit wenigen Ausnahmen sind die „casual wards“ ein Theil der zwischen Zuchthaus und Armenhaus liegenden sozialen Hölle. Allmählich hat sich der Durchschnittsbesucher dem Milieu angepasst, nach Aussage der Beamten sind die Obdachheischenden in der Mehrzahl eine „hoffnungslose Rotte“. Der anständige Arbeiter bringt manche Nacht im Freien zu, ehe ihn die Unbill der Jahreszeit hineinzwängt.

Der Bericht des Local Government Board zeigt deutlich, wie weit die casual wards hinter den in Bezug auf sie gehegten Erwartungen zurückgeblieben sind. Bei ihrer Eröffnung war der Andrang ausserordentlich gross. Im Jahre 1882 betrug die Zahl der in London Beherbergten 300,000; 1883 fiel sie in Folge der Enttäuschung auf 125,000 und sank im Jahre 1886 auf 108,000. Durch die wachsende Nothlage stieg sie 1888 wieder auf 241,000, war aber im Jahre 1893 wieder auf 176,000 reduziert. Die durchschnittlich pro Nacht beherbergte Zahl ist 1000, während Raum für 2000 ist.

Und trotzdem ist das Phänomen der Obdachlosigkeit arbeitswilliger und anständiger Personen eine dauernde Zubehör des Londoner Lebens. Der Andrang zu den Schlafstätten der Heilsarmee bleibt sich unausgesetzt gleich und führt bei besonderer Ungunst der Witterung zu der gerügten Ueberfüllung. „Wir werden unsere Thätigkeit fortsetzen“, heisst es in einem öffentlichen Antwortschreiben auf die diesbezüglichen Beschwerden, „bis sich die britische Regierung und Gesellschaft zu der Einsicht gezwungen sieht, dass „Etwas“ geschehen muss (that „Something“ must be done). Mit Freuden werden wir unsere Kräfte andern Werken zuwenden, wenn für die von uns beherbergten Tausende ein besseres Obdach bereitet ist, als die unerträglich roh und grausam gehandhabten casual wards.“

Ideen.

Von

Multatuli.

Uebersetzt von R. Speyer.

In Samoyedien.

In Samoyedien, — ich weiss nicht, ob das Land so heisst, und wenn nicht, müssten wir diesen Fehler verbessern, — in Samoyedien ist es Sitte, sich vom Scheitel bis zur Sohle mit ranzigem Fischthran einzuschmieren.

Ein junger Samoyede verletzte diese Sitte. Er schmierte sich gar nicht ein, weder mit Fischthran noch mit anderen Ingredienzen

„Er fügt sich nicht unseren Gebräuchen“, sagte ein samoyedischer Philosoph „er hat keine Sitten er ist unmoralisch.“

Das war sehr gut gesagt. Wie man sich das denken kann, wurde der junge unmoralische Samoyede arg misshandelt. Er fing mehr Robben, als jeder Andere, das half ihm aber gar nichts. Man nahm ihm seine Robben fort, gab sie den eingeschmierten Samoyeden, und er musste Hunger leiden.

Aber das wurde noch schlimmer. Nachdem der junge Samoyede in diesem gänzlich ungeschmierten Zustand gelebt hatte, fing er schliesslich an, sich mit Eau de Cologne zu waschen.

„Er handelt gegen unsere Gebräuche“, rief der Philosoph bald darauf, „er ist verderbt! Also müssen wir ihm auch fernerhin seine gefangenen Robben konfiszieren und ihn ausserdem schlagen.“

So geschah es. Da man aber in Samoyedien weder Verleumdung noch Einschmeichlung, weder beschränkte Orthodoxie, falschen Liberalismus, noch korrumpirte Politik, weder bestechliche Minister noch parteiische Gerichtshöfe kannte so schlug man den armen Sünder mit den benagten Knochen der Robben, die er selbst gefangen hatte.

Ornis.

Nach dem Tode seiner Frau kaufte mein Freund Ornis sich zur Zerstreuung Vögel.

Wenn es mir gestattet ist, den Schmerz, welchen der Tod seiner Frau ihm verursachte, nach der Menge Vögel, die sie ersetzten, zu beurtheilen, so muss ich annehmen, dass er sehr gross war. Denn die Zahl der Vögel war beträchtlich. Er hatte sehende und blinde Finken, Kanarienvögel, — schwarze, grüne, gelbe und buntscheckige. Siebzehn Arten Tauben. Ferner Krähen, Papageie, Kakadus, Amseln, Elster, Raben, Hühner, Pfauen, Enten, Truthähne, Gänse, Haselhühner, Kasuare und andere mehr mehr als man aufzählen kann, — wie die nationalen Marinehelden in den Schulbüchern.

„Ich wüsste nicht mal zu sagen, wie er zu dieser Sammlung gekommen ist, und übrigens ist das bei der Geschichte, die ich erzählen will, auch ganz gleichgiltig.“

Eines schönen Tages kommt Ornīs mir ankündigen, dass er im Begriff ist, auf Reisen zu gehen, und längere Zeit fortzubleiben gedenkt.

„Lieber Freund“, sagte er zu mir, „ich bitte Dich um einen Freundschaftsdienst. Ich gehe auf Reisen und weiss nicht, wie ich das machen soll“

„Löse auf dem Bahnhof ein Billet.“

„Nein, das meine ich nicht. Ich weiss nicht, was ich mit meinen Vögeln machen soll.“

„Wenn Du sie mitnimmst?“ wagte ich einzuwerfen.

„Das ist unmöglich, dazu ist es zu kalt. Ausserdem brütet Liwi.“

Liwi war ein junger Kanarienvogel, der eine holländische Volksmelodie piff.

„Nun, dann lass Deine Vögel zu Hause.“

„Das beweist, dass Du nie verheirathet gewesen bist nie Vögel gehabt hast. „Lass Deine Vögel zu Hause“, ist leicht gesagt. Wer aber wird meine kleinen Thiere pflegen, wenn ich fort bin? Wer mit ihnen sprechen, ihnen Lieder vorsingen, ihnen Futter geben, wer ihre Käfige reinigen?“

„Ach so, jetzt verstehe ich — Dein Freundschaftsdienst“

„Allerdings. Ich wollte Dich bitten, meine Vögel während meiner Abwesenheit zu verpflegen.“

„Ich bin sehr beschäftigt.“

„Schiebe das auf. Meine Vögel“

„Mein Vater ist krank.“

„Das macht ja nichts. Meine Vögel“

„Meine Kinder haben die Masern.“

„Dann musst Du sie warm halten. Meine Vögel“

„Meine Geschäftsangelegenheiten sind nicht in Ordnung.“

„Erbitte Dir einen Aufschub. Meine Vögel“

„Mein lieber Ornīs, ich verstehe nichts von Vögeln.“

„Wie?“

„Glaube mir, ich habe nie Vögel gehabt. Ich wüsste garnicht, wie ich sie pflegen sollte.“

„Ach, das ist etwas Anderes. Das ist recht, dass Du mir das sagst. So werde ich mich also bemühen, Jemand zu finden, dem ich ruhig meine lieben, kleinen Thierchen anvertrauen kann.“

Und so liess Ornīs mich endlich zufrieden. Weil ich nichts von Vögeln verstehe.

Und jetzt möchte ich gerne wissen, was die Mutter de Wouters bestimmen konnte, Kinder zu erziehen und Kinder zu pflegen.

Dieser ehrliche Ornīs liess sich weder durch die Krankheit meines Vaters, noch durch das Unwohlsein meiner Kinder, noch durch materielle Schwierigkeiten zurückschrecken, das war ihm Alles gleichgültig, bis zu dem schmerzlichen Moment, in dem ich ihm gestand, dass ich nichts von Vögeln verstehe.

Das, das war ein Grund. Auf diese Auseinandersetzung zog er seine Bitte zurück.

Nichts von Vögeln verstehen! Wie, er soll seine Finken als Dohlen, seine Elstern als Truthähne behandeln lassen? Meiner Unwissenheit sollte Liwis Talent überlassen werden, dieses interessante Geflügel, das durch Pfeifen und Brüten das Recht doppelter Sorgfalt erlangt hat? Sollte er das Ohr der sentimentalē Turteltauben durch die unzüchtigen Melodien der Hänflinge beleidigen lassen? Wie darf er — durch falsche Nahrungvertheilung den zarten Magen des Zaunkönigs den Hufeisen und alten Pantoffeln — Reste des Kasuarfrühstücks, — aussetzen. Nein, hundertmal nein! „Du verstehst nichts von Vögeln? In diesem Falle bist Du auch nicht werth, sie zu hüten und zu pflegen.“

So sprach Ornīs.

Ich frage noch einmal: warum „hält sich“ Madame Pieterse Kinder?

Und wenn ich ferner bedenke, dass die Zahl der Kinder auf der Erde ungefähr 600 Millionen beträgt.

Und dass diese Kinder von drei oder vier Millionen Eltern gepflegt werden, die grösstentheils nichts von Vögeln verstehen.

Ach, dann muss ich das Fenster aufmachen, um nicht einer Laune nachzugeben, wie der des Zaunkönigs nach einem Kasuarfrühstück.

Eine moralische Lektion.

Der alte Koppelman hatte eine philosophische Anwandlung und sprach:

„Mein Sohn, achte mehr auf Deine Rede als auf Deine Handlungen, und es wird Dir in dem Laden, den ich Dir mit dem Alkoven, in welchem Du geboren bist, hinterlasse, stets gut gehen.“

„Es ist ganz gleichgültig, ob die Prünellen, die Du verkaufst, gut sind oder nicht; sage, wiederhole mehrfach: diese Prünellen sind vorzüglich.“

„Denke über den Pastor Theokrath, wie Du willst, mein Sohn, und verweigere ihm hartnäckig den Kredit, wenn er von neuem Kandiszucker holen lässt. Wirf ihn zur Thüre hinaus, mein Sohn, wenn er Dich zur frischen Traubenzeit zu sehr langweilt, aber achte darauf, mein Sohn, sage niemals: dieser Pastor ist ein Idiot, oder wahrheitsgemäss, dieses sind vorjährige Trauben.“

„Gieb Deiner Frau Fusstritte, mein Sohn, wenn Du überzeugt bist, stärker stossen zu können, als sie. Aber mein Sohn, sage niemals, ich wünschte, sie wäre todt, oder auch, sie hat blaue Flecke.“

„Reisse Jemand ein Auge aus, wenn es durchaus sein muss, mein Sohn, sage aber niemals, dieser Mann schielt.“

„Verachte die Leute, die sich öffentlich schlecht benehmen, und gehe im Bogen um sie herum, mein Sohn. Aber sage: ich mache einen Umweg, um zu hören, wie es der Frau geht, die heute entbunden ist. Und wenn in Deinem Viertel keine entbunden ist, sage, dass Du in diese Strasse gegangen wärst, um Dich zu überzeugen, ob dort eine entbunden wäre.“

„Und wenn Du auf der Strasse Jemand bemerkst, der betrunken hinfällt, so sage, mein Sohn: dieser Mann ruht sich aus.“

„Und entdeckst Du Schmutz auf Deinem Wege, so sage heute waren viel Fische auf dem Markt, oder: es wird regnen, sobald der Wind sich legt, oder auch: der Wind wird sich legen, sobald es regnet, oder etwas Aehnliches. Oder aber sage garnichts, mein Sohn, sprich aber in keinem Fall von der Unreinheit, die Du siehst.“

„Denn, mein Sohn, so ist der Mensch beschaffen: er kann viel Unreines vertragen, Deine Worte über diese Unreinheit aber nicht.“

„Und deshalb, mein Sohn, wenn Du eine Menge Dinge mit ungeeigneten Namen bezeichnest, oder sie vielleicht garnicht bezeichnest . . . durch solche Sachen wirst Du eine Menge Weintrauben verkaufen, und wären sie selbst vom vergangenen Jahr, und es wird Dir in Deinem Leben glücken, sowie ich es Dir bei dieser philosophischen Anwendung vorhergesagt habe.“

Rundschau.

OEFFENTLICHES LEBEN.

Aktuelle Litteratur in Frankreich. Die Frauenfrage und die Vorgänge in Kreta bilden in Frankreich das Centrum des allgemeinen Interesses.

Die Frauenbewegung ist stark in Gange. Eine ganze Nummer der „Revue encyclopédique“ ist der Frauenfrage eingeräumt worden. Jules Bois und Leopold Lacour haben sie in Büchern und Besprechungen behandelt. Rundschauen und Abhandlungen, so z. B. die von Frau Hudry Menos in der „Revue socialiste“, beschäftigen sich mit dieser ersten und wichtigen Frage, der Fläche eine Vorlesung am Collège de France widmet. „L'Eve nouvelle“, das Werk J. Bois (Verlag von Léon Chailley, Paris, 3,50 Fr.) zerfällt in zwei Theile: Die Frau der Vergangenheit; die Frau der neuen Zeit. Im Kampfe der Geschlechter hat sich die Sklaverei der Frau entwickelt. Der Verfasser eifert gegen die „Frau nach der Mode“,

das zur Puppe gewordene Abbild des Mannes. Er empfiehlt die Erziehung der Mädchen wie bei den Angelsachsen und Slaven. Die Frau soll ihr eigenes Leben leben, eine Individualität haben, ihrer selbst bewusst sein. Die Gesellschaft kann nur fortschreiten durch den heilsamen und bewussten Wettbewerb der Frau. Das Werk gefällt mir insgesamt besser als „Humanisme intégral“ von Leopold Lacour (Paris, P. v. Stock; 3,50 Fr.). Abgesehen von dem künstlerischeren Styl hat „L'Eve nouvelle“ noch den Vorzug klarerer Darstellung, geschlosseneren Gedankengangs und zwingenderer Logik. Auch Lacour hat sein Buch in zwei Theile getheilt: der Kampf der Geschlechter; die Zukunftstadt. Er ist Anhänger der gemeinsamen Erziehung beider Geschlechter, die in Frankreich schon früher Vorkämpfer gehabt hat, vor allem Robin, den alten Leiter der Schule von Cempuis. Allmählich klären sich die Anschauungen und nehmen festere Gestalt an durch die Verbreitung dieser Bücher und dem aus-

schliesslich der Frauenfrage gewidmeten von Frau Chéliga redigirten Hefte der „Revue encyclopédique.“ Die Revue enthält die Bilder einer ziemlich beträchtlichen Anzahl von Männern, die die Frauenbewegung förderten, und namentlich von Frauen, die sich in Wissenschaft, Litteratur, Kunst oder Politik hervorgethan haben. Hierunter sind Französinnen in geringerer Zahl vertreten, als Angehörige anderer Nationen, und auch unter diesen vermissen wir viele. Wir können nicht gegen 140 Namen hier aufrühren, wollen auch keinen Auszug liefern, um nicht ungerecht zu erscheinen gegen Diejenigen, die wir nicht erwähnen. Nur eine Ausnahme wollen wir machen mit Frau Clémence Royer, einer genialen Frau, die sich zugleich auf dem Gebiete der Mathematik, Naturwissenschaften, Oekonomie, Physik und Chemie erfolgreich bethätigt hat. Wenn sie ein Mann wäre, würde sie schon lange Mitglied der Akademie der Wissenschaften sein. Schon in vorgegerücktem Alter stehend, Verfasserin höchst bemerkenswerther Arbeiten, lebt Clémence Royer jetzt in tiefstem Elend; sie lebt in dem von den Brüdern Galignani gegründeten Zuchtstause. So unterstützt man in Frankreich die Wissenschaft, während man Komödiantinnen Hunderttausende von Francs gewinnen sieht. — Die Frauenbewegung begnügt sich indessen nicht mit Büchern, Revuen, Besprechungen und Festmahlen; sie bemächtigt sich auch der Bühne. Paul Hervieu kämpft in seinem, an der Comédie Française aufgeführten „Loi de l'homme“ für die Frau, die das Moralgesetz geknechtet hat und die, dank der herrschenden Anschauungsweise, nicht frei werden kann. Das Stück ist schön und eindrucksvoll.

Armenien, die Armenier, Kreta, die Kretenser haben eine ganze Litteratur veranlasst. Albert Nandal, das jüngst erwählte Mitglied der Académie française hat über die Reform der Türkei einen Vortrag gehalten und in beredter Weise gegen die Metzerei der Armenier protestirt. Frau Hudry Menos hat sich in einem anderen Vortrage heftig gegen das Verhalten des französischen Ministeriums ausgesprochen, das in russischen Bahnen wandle, und Frau Chéliga machte ihre Zuhörer mit der armenischen Litteratur bekannt. Im Verlage von Stock sind zwei Schriften erschienen, die eine von Pierre Quillard und Louis Margery: „La question d'orient et la politique personnelle de Mr. Hanotiaux“, die andere von einem Philarmen: „La vérité sur les massacres d'Arménie.“

Das erste Werk, eine Broschüre, enthält

eine lebhafte Kritik der Politik Hanotiaux's und eine unparteiische, klare Behandlung der Frage; das zweite authentische Dokumente, Berichte von Augenzeugen, Abschnitte aus Briefen und Zeitungsartikeln. Es umfasst die Jahre 1878—1896, eine ununterbrochene Folge von Metzereien, Brandstiftungen, Raub, Gewaltthätigkeit, Meuchelmord etc.

In den „Matinées d'aujourd'hui“ hielt ein Grieche einen sehr interessanten Vortrag über Kreta; er vertheidigte die Freiheit der Kretenser und sprach den Wunsch aus, Frankreich möchte das Volk moralisch unterstützen.

Einige für den Soziologen sehr interessante Broschüren sind über militärische Dinge veröffentlicht worden. Bernard Lazare versucht in „La vérité sur l'affaire Dreyfus“ die Unschuld des wegen Verraths verurtheilten Hauptmann Dreyfus zu erweisen. Doch lässt die Beweisführung viel zu wünschen übrig.

Oberst Humbert hat einige Züge wenig delikater Handlungsweise des Generals Borgnis Desbordes in die Oeffentlichkeit gebracht, und das Gleiche hat Fregatten-Kapitän Picard Destelan in Bezug auf die Admirale Duperré und Sallandrouje in einer Broschüre: „Lettre au Parlement“ gethan, die viel Aufsehen erregt hat. Die Humbert'sche Broschüre heisst: „Le général Borgnis Desbordes et le colonel Humbert“. Sie enthält die von dem General angewandten Massnahmen, um das Avancement des Colonel zu verzögern. Destelan zeigt, wie die beiden Admirale einen diebischen Offizier gegen die ganze Welt in Schutz nahmen. Von Picard Destelan ist bei Stock eine sehr überzeugende Broschüre „Notre Marine“ erschienen, eine lebhafte Kritik des Zustandes der französischen Marine. Diese Kritik ist um so werthvoller, als der Verfasser durchaus kompetent ist.

Die Tagesereignisse heweisen stets auf's Neue den Satz aus meiner „Psychologie du militaire professionnel“ (deutsch bei Dieckmann in Leipzig. 2 M.) und zeigen dessen Richtigkeit: „der Besitz einer Gewalt führt unausbleiblich zu ihrem Missbrauch“. In „La vérité sur Madagascar“ weist Lux auf die Schliche der Jesuiten hin, mit denen sie die Insel dem Papstthum zu erobern suchen. Nach dem Autor ist dem jetzt in Ungnade gefallen Residenten Laroche nur darum der Krieg erklärt worden, weil er die Jesuiten nicht protegirt hat.

Die Fragen der reinen Wissenschaft haben von der Bühne und dem Roman Besitz ergriffen. In der Comédie Française ist ein Stück „l'Évasion“ von Brieux aufge-

führt worden, das sich mit der Vererbung beschäftigt. Technisch ist l'Evasion sehr gut; das Interesse des Zuschauers bleibt während der drei Akte lebhaft. Vom wissenschaftlichen Standpunkt allerdings ist das Stück sehr schwach, denn der Autor hält die Vererbung, wissenschaftlich betrachtet, für derartig, dass der Sohn eines Melancholikers, der sich das Leben genommen hat, sich unbedingt auch das Leben nehmen muss, dass die Tochter einer Prostituirten unbedingt auch zur Prostituirten werden muss. Derartige hat die Wissenschaft niemals behauptet, denn das hiesse den Einfluss des Milieus auf das Individuum leugnen. Die Vererbung giebt wohl den Individuen gewisse Tendenzen, die sich realisiren können, die aber auch ebenso gut unrealisirt bleiben können. Gaston Danvillehatin „Vers la mort“ den Einfluss einer wahnsinnigen Idee bei einem erblich Belasteten gezeichnet. Der Roman ist eine feine psychologische Studie, die interessirt und unterhält. Die wahnsinnige Idee ist der Selbstmord, und schliesslich unterliegt der Held, indem er sich ohne irgend einen anderen bestimmenden Grund, nur getrieben durch die Idee des Selbstmordes, das Leben nimmt.

Doctor Lauphs hat eine sehr interessante Sammelforschung über den Selbstmord eröffnet und bereits in „Les archives d'anthropologie criminelle“ und in den „Annales médico-psychologiques“ verschiedene, sehr interessante Beobachtungen veröffentlicht. Die eine stammt von Hamon und bezieht sich auf einen Selbstmordversuch aus Liebe, die beiden anderen rühren von Dr. Lauphs her und betreffen zwei Fälle von „Selbstmord ohne Ursache“; es sollte besser heissen: „Selbstmord ohne bewusste Ursache“.

Ein Buch, das grosses Aufsehen erregt hat, ist: „L'enquête médico-psychologique sur les rapports de la supériorité intellectuelle avec la névropathie, Introduction, Emile Zola“ von Edouard Toulouse. Die Enquête besteht aus einer Prüfung der erblichen und persönlichen Antecedentien und einer physischen und psychologischen Untersuchung. Dieses Mal ist Emile Zola die untersuchte Persönlichkeit. Es ist mir unmöglich, in dieser eiligen Uebersicht eine eingehende Kritik dieses wissenschaftlichen Werkes zu liefern. Ich bedaure dies um so lebhafter, da ich selbst im Verein mit Herrn René Ghil die Idee hatte, eine Untersuchung anzustellen, die in vielen Punkten mit der des Dr. Toulouse übereinstimmte. Dieser Gelehrte hat grosse Schwierigkeiten damit, geeignete Personen für seine Untersuchungen zu gewinnen, denn die meisten weigern sich aus Furcht, dass

man Schwächen entdecken könnte. Der Verfasser von „Lourdes“ und „Rome“, dieser Meister war über solche Engherzigkeit erhaben, und wir können ihm nur Glück dazu wünschen. Zola geht aus diesem Buch als physisch und psychisch harmonisch abgeköntes Individuum hervor, eine durchaus einheitliche Figur. Indessen zeigt sein Nervensystem Hyperästhesie mit Neigung zu impulsiven Handlungen. Da wir von psychologischen Wissenschaften sprechen, wollen wir nicht schliessen, ohne die Broschüre „La vérité sur Diana Vaughan“ von Gaston Mery zu erwähnen. „Der Verfasser hat in diesem Jahre „L'écho du merveilleux“ ins Leben gerufen. Dasselbe scheint mir jedoch wenig ernsthaft und von geringem Nutzen für die Wissenschaft. Es ist darin die Rede von Erscheinungen Tillys, von der berühmten Hellseherin Fräulein Couëdon. Alles dies ist von grossem Mystizismus und erscheint viel eher geeignet, Disponirte aus dem Gleichgewicht zu bringen, als zu erleuchten und die Wahrheit zu suchen. In der obengenannten Brochure zeigt der Autor, dass diese Frau überhaupt nur in der Phantasie ihrer Autoren existirt hat, die die katholischen Geistlichen in der gröblichsten Weise mystifizirt haben; die letzteren hatten geglaubt, dass der Teufel sich in Fleisch und Blut manifestirte!!

A. H.

WISSENSCHAFT.

Französische sozialistische Litteratur. Die sozialistische Litteratur hat sich in Frankreich in den letzten Jahren stark entwickelt. In die unzüchtige soziale Wissenschaft hat der Sozialismus seinen Einzug gehalten mit Fournière, Andler, Rouanet, Metin etc. In der offiziellen Wissenschaft versucht man nur noch ihn zu widerlegen; so Gaston Richard in seinem Buche: „Le Socialisme et sa science sociale.“ (Verlag von Felix Alcon, Paris. 2.50 Frcs.) Das Werk zerfällt in 3 Theile: Geschichte und Analyse des Sozialismus, mit einer Definition, die mir nicht gut scheint; Soziologie und die Theorie des Kapitals; der Sozialismus und die soziologische Prognose. Das Werk ist zweifellos das Resultat ernster Studien: aber es will mir scheinen, als wäre Richard von vorn herein von der Irthümlichkeit des Sozialismus so durchdrungen gewesen, dass er die Analyse desselben nur ungenügend durchgearbeitet hat. Denn an vielen Punkten bringt er ganz willkürliche Behauptungen. Diese bedürften erst der Beweise, soweit solche überhaupt zu führen wären. Wir

greifen ein zufälliges Beispiel heraus: „Keine Gesellschaftsform ist ohne Herrschende und Unterdrückte.“ Dass Richard sich so blind auf einen einseitigen Parteistandpunkt stellt, ist um so mehr bedauerlich, da manche Theile seines Werkes in dem Autor einen feinen, scharfen Geist und logischen Kritiker erkennen lassen. — Während sich so Richard vergebens bemüht, den Widerspruch zwischen Sozialismus und soziologischer Wissenschaft darzuthun, macht es sich der Italiener E. Ferri zur Aufgabe, in seinem „Sozialismus und moderne Wissenschaft“ (Französisch erschienen bei Giard et Brière, Paris, deutsch in Georg H. Wigands Verlag, Leipzig.) deren Uebereinstimmung zu beweisen. Er erreicht seinen Zweck ohne erhebliche Schwierigkeiten, und es ist allen Denen, die sich für Soziologie interessieren, die Lektüre des Werkes dringend zu empfehlen. Dennoch ist einige Kritik zu üben, einige Behauptungen scheinen etwas gewagt, namentlich die, dass der marxistische Sozialismus „der einzige ist, der Methode und positiven wissenschaftlichen Werth hat.“ Ich will noch bemerken, dass Ferri sich täuscht, wenn er Deutschland für das fruchtbarste Feld für die bewusste Propaganda sozialistischer Ideen erklärt. Für mich ist dies England, dann Belgien, Frankreich, die Niederlande. Ferri betont ferner, dass das Platzen einer Bombe die Entwicklung der Geister zum Sozialismus nicht um einen Millimeter vorwärts bringt. Ueber diesen Punkt bitte ich mein Buch „Psychologie de l'Anarchiste-Socialiste“ nachzulesen.

Der Londoner internationale Sozialisten-Kongress hat die öffentliche Meinung in Frankreich stark beschäftigt, und beschäftigt dieselbe noch, wie wir aus einer ganzen Serie von Publikationen darüber schliessen müssen. Erwähnen will ich die Broschüren: „Le congrès international de Londres“ von Boicervoise; „Le congrès de Londres“ von Eug. Guérard; „Les Révolutionnaires au congrès de Londres“ und endlich mein Werk: „Le socialisme et le congrès de Londres“, erschienen bei Stock. Renard nimmt den Kongress in der „Revue socialiste“*) zum Anlass, die

*) Ich will auf einige Artikel in den letzten Nummern dieser Revue aufmerksam machen. „La propriété idéale“ von Eug. Fournière, worin gezeigt werden soll, dass die aktuelle ökonomische Entwicklung zum Kollektivismus neigt, welcher seinerseits sich zum Kommunismus entwickeln wird; „Hyndman“ von J. Magny, eine sehr oberflächliche Studie über Economics of socialism von dem Führer der englischen Sozialdemokratie, jedoch interessant durch die Einzelheiten über den Antagonismus der S. D. F. und der fabischen Gesellschaft, die durch Bernard Shaw vertreten wird; „La colonisation sous la troisième république“ von Paul Louis.

kommunistischen Anarchisten — entgegen jeder historischen und wissenschaftlichen Wahrheit — vom Sozialismus auszuschliessen. Für ihn bildet eine Schule des Sozialismus den ganzen Sozialismus*). Einen guten Bericht von dem Kongress hat Bailhache in der „Science sociale“ veröffentlicht; derselbe ist von dem „Musée social“ neu herausgegeben.

Das „Musée social“, das seit drei Jahren durch die Hochherzigkeit des Herrn de Chambrun existirt, besitzt jetzt eine Bibliothek, aus der Alle schöpfen können, die sich für soziale Studien interessieren. Es werden Leute nach Frankreich und anderen Ländern geschickt, um die Lebensbedingungen der Arbeiter zu studiren. Das Resultat einer solchen Mission nach Carmaux ist ein unparteiisches Buch und ernsthaftes Dokument von de Seilhac (Paris, Perrin). Aus den beiden Missionen nach Deutschland und England sind resultirt: „La démocratie socialiste en Allemagne“ von F. Bourdeau; „Le 29me congrès national des syndicats ouvriers britannique“, „Le Trade Unionisme en Angleterre“ von Paul de Rousiers. (Verlag von Armand Colin, Paris, 4 Frcs.) Im „Musée social“ finden zweimal im Monat Besprechungen statt. Nur eins ist, an dem „Musée social“ auszusetzen, das nämlich seine Schriftleitung zu sehr vom Officialismus durchtränkt, zu sehr aus offiziellen Persönlichkeiten zusammengesetzt ist, die sich feindlich gegen den Sozialismus stellen. Es wäre zu wünschen, dass Herr de Chambrun dieses Comité Vertretern des Sozialismus und seiner verschiedenen Richtungen zugänglich machte.

Diejenige sozialistische Richtung, die stets die aktuellste Litteratur produziert, ist ohne Zweifel die anarchistische. Peter Kropotkin veröffentlicht: „L'Anarchie, sa philosophie, son idéal.“ (Verlag von P. N. Stock, Paris, 1 Frcs.) Von Adolphe Retté, dem feinsinnigen Dichter, haben wir „Promenades subversives“. (Verlag der Bibliothèque artistique et littéraire, Paris, 1 Frcs.) Das Werk ist die Frucht langer und reiflicher Erwägungen. Hierzu kommen die verschiedenen Publikationen der Gruppe „L'Art social“. Es sind dies zwei Broschüren von T. Pellontier, „L'art et la révolte“ und „L'organisation corporative et l'anarchie.“ Erwähnt seien noch „Narrations guesdistes“ von Pouget, „Pages d'histoire socialiste“

*) Vgl. meine Studien im „Sozialistischen Akademiker“ Februar, März, April 1895. (II. Jahrgang, pag. 107 ff., 148 ff., 238 ff.)

von Tcherkesoff, nicht zu vergessen einer amüsanten Schrift von Malato, „Joyeux-otés de l'exil“. (Verlag von P. N. Stock, 3,50 Fres.), eine geistvolle Erzählung von dem Londoner Exil und den Reisen, um Belgien und Italien zu revolutionieren; allerdings kommt diese Schrift den früheren Werken desselben Autors nicht gleich. Auch der Held eines Romans: „Pour le bonheur“, der soeben aus der Feder der Frau Stanislas Meunier erschienen ist, ist ein anarchistischer Sozialist. Der Vorgang spielt 1870/71 während des Krieges und der Kommune. Es ist eine sozial und psychologisch interessante Studie, die gelesen zu werden verdient.

Die letzte Periode des neuen Jahres hat uns eine Anzahl von Almanachen gebracht, die wir garnicht erwähnen würden, wenn nicht einige darunter ein historisches und literarisches Interesse darböten. So der „Almanach de la question sociale“, der „Almanach socialiste“ von Charnay und der „Almanach du Père Peinard“.)

Der Sozialismus ist ferner zum Ausgangspunkt geworden für eine sehr weitschweifige Kritik von Marquis de Castellane: „Le grand lendemain“, (ein sehr schlechtes und nicht ausführbares Theaterstück, Verlag von G. Havard fils) für einen sehr interessanten Roman: „Les cours nouveaux“ und eine anziehende Utopie von Paul Adam: „Lettres de Malaisie“. Diese, noch nicht beerdeten Briefe erscheinen in der „Revue blanche.“ Die Utopie — es handelt sich um einen sozial-kommunistischen Staat — ist entzückend, nur scheint die Geschlechtsempfindung ein wenig gar zu frei. Das Werk gewährt dadurch nichts, es wird nur für gewisse Leute etwas schwerer zu lesen. In „L'aube“ spricht Hamon über „socialisme en Grande-Bretagne“ Es sind das Reiseskizzen. „Le devenir social“, die internationale Revue eines sehr orthodoxen Marxisten, veröffentlicht die berühmte Rede von A. Labriola: „L'université et la liberté des sciences“. Diese Rede wurde gehalten als Rektoratsrede an der Universität in Rom. Wir wollen noch auf die in derselben Revue erschienene Studie von G. Platon aufmerksam machen: „La démocratie et le droit social dans l'antiquité.“ Von Professor C. Letourneau ist soeben erschienen: „L'évolution de l'esclavage“, (Verlag von Nigot frères, Paris. 9 Fres.) worin er die For-

men und Bedingungen der Arbeit bei den verschiedenen Menschenrassen studirt. Das Buch folgt derselben Methode, wie die früheren Werke dieses Gelehrten („L'évolution de la morale“, „L'évolution juridique“ etc.) und endet mit einer breiten Auslassung über die Arbeit in der Zukunft. Nach Letourneau wird die Bezahlung verschwinden; sie ist eine Form der Knechtschaft, die der freien Arbeit Platz machen wird in einer Gesellschaft, in der das Eigentum mehr oder weniger gemeinsam sein wird. In „L'évolution de l'esclavage“ wird jeder Soziologe Anregung und Förderung finden. Dasselbe könnte man von der schönen historischen und psychologischen Studie sagen, die Gustave Geoffroy soeben über Blanqui veröffentlicht hat; „L'enferme“ ist interessant wie ein Roman, voll von anregenden Einzelheiten zur Psychologie der Revolutionäre, der Gefängniswärter etc.

A. H.

KUNST.

Neue Lyrik. Der allgemeine Umschwung in der Kunst kennzeichnet sich schon durch das Emporblühen der Lyrik. Der Naturalismus musste seinen Schwerpunkt im Drama haben, und die Reaktion gegen ihn brachte die Betonung des lyrischen Elementes mit sich. Die Lyrik wurde auch zuerst aus ihrem vegetierenden Dasein erlöst. Von einem prinzipiellen Bruch mit dem Naturalismus war aber vorerst noch garnicht die Rede. Die norddeutsche Lyrik wenigstens entwickelte sich durchaus neben dem Naturalismus, sogar selbst noch von ihm durchsetzt, ohne deshalb in die rohere Form der früheren, naturalistischen Lyrik zurückzusinken. Man bedurfte der Lyrik; denn man hatte sich endlich wieder auf sich selbst besonnen, nachdem man sich so lange im Gewühl des Tages verloren hatte. Man erkannte höhere Lebenswerke, ohne deshalb die überwundenen zu verachten. Diese Rückkehr zu sich selbst bedeutete auch noch keine Abwendung vom Leben. Im Gegenteil: das intensive Lebensgefühl, das auch im tiefsten Grunde des Naturalismus schlummerte, kam hier zu seinem subjektiven Ausdruck. „Rückkehr zur Natur der Gattung“ ist das Lösungswort, das Richard Dehmel dem Künstler giebt. Er spricht es aus, dass ein vollkommener Künstler auch ein bedeutender Mensch sein müsse, ein Mensch für die Menschheit; nicht bloß für den Liebhaber.“ Als ein solcher „Mensch für die Menschheit“ zeigt sich Richard Dehmel selbst in seiner

*) Ein starker Band in 8°, mit Zeichnungen und Porträts illustriert. Die Artikel stammen aus allen Seiten des Sozialismus. 1,50 Fres.

**) Mit sehr schönen Vignetten und Zeichnungen aus der Feder bekannter Künstler, doch alle ohne Unterschriften.

Lyrik. In ihrem allumfassenden Charakter, in ihrem persönlich-impulsiven, weniger intellektualisirenden Gepräge liegt ihr Menschheitswerth. Der vielbesprochene „Sinn des Lebens“ liegt hier im Leben selbst, im Leben mit all seinen Abgründen und Tiefen und seinen Gipfeln, die den Ringenden belohnen. — Weniger allumfassend und demgemäss weniger widerspruchsvoll und kompliziert, weniger tief, wenn auch nicht schwächer in der Intensität seines Lebensgefühles ist der zweite, grosse norddeutsche Lyriker: Detlev von Liliencron. Er versteht es, sich ganz so zum Ausdruck zu bringen, wie er ist. Jede Pose ist ihm fremd!

In einem tiefen, inneren, wie formalen Gegensatz zu dieser Lyrik steht nun die Lyrik der „Blätter für die Kunst“^{*)}. Die Reaktion gegen den Naturalismus war hier eine viel tiefgehendere. Nicht nur das ästhetische Empfinden suchte die Lyrik von den Spuren des Naturalismus zu säubern, sondern der Protest steigerte sich bis zu einem erkenntnisstheoretischen: gegen die „Ausgeburten der vordersten Vordergründe“, gegen den leichtfertigen Optimismus in der Kunst. Dieser prinzipielle Bruch mit dem Naturalismus hatte seinen tiefsten Grund in der veränderten Stellung zum Leben. Der „Sinn des Lebens“ schien im Naturalismus verloren gegangen zu sein, und man suchte ihn nun in dem, was hinter den Erscheinungen, dem Unbekannten, Geheimnisvollen, Ungreifbaren. Das Leben war immer mehr zum Problem geworden, dem man rathlos gegenüberstand, das man höchstens noch als „ästhetisches Phänomen“ begreifen konnte. Die Worte Nietzsches: „Nur als ästhetisches Phänomen ist die Welt gerechtfertigt“ fanden ihre Ergänzung in der offenen Erklärung: „Wir sehen in jedem Ereigniss, jedem Zeitalter nur ein Mittel künstlerischer Erregung“ (März 94).

Dieses Verhältniss zum Leben spiegelt sich in der Lyrik auf eigenthümliche Weise wieder. Es zeigt sich in einem ungeheuren Stolz dem Leben gegenüber und dann wieder in einer namenlosen Sehnsucht nach dem Leben, die sich oft in einem unsicheren Tasten nach der Erkenntnis des Lebens äussert. In Hugo von Hofmannsthal findet sie ihren vollendeten Ausdruck. Bei ihm taucht häufig das Motiv auf, dass erst der Tod uns das Verständniss des Lebens bringt. In dem Gedicht „Erlebniss“ (Dez. 92) naht ihm der Tod, „verwandt der tiefsten

Sehnsucht. Aber seltsam! Ein namenloses Heimweh weinte lautlos in meiner Seele nach dem Leben.“ Ihm ist, als fahre er auf „grossem Seeschiff“ an der Vaterstadt vorüber, er sieht sich selbst als Kind am Ufer stehen, „mit Kindesaugen, die ängstlich sind und weinen wollen...“ „Das grosse Seeschiff aber trägt ihn weiter...“ In den wenigen Versen liegt die ganze Tragik dieser modernen Kultur. Hinter all dem lautlosen Sehnen spürt man die „Kinderaugen, die ängstlich sind und weinen wollen“. Eine bewusste Kindlichkeit ist der ganzen Richtung eigenthümlich; aber sie gerade ist der Stolz des Künstlers. „Nur Künstler und Kinder sehen das Leben, wie es ist,“ sagt Hugo von Hofmannsthal in einem Artikel über Altenberg, und in einem kleinen Gedicht (Aug. 96) spricht er von den Dichtern, die „trunken von Gedichten kindlich schmale Pfade wandern“, und stolz ruft er aus: „Sind wir nicht vor allen andern doch die unberührten Kinder?“ Der fragende Ton eines Kindes, das spielende Berühren der tiefsten Gründe des Seins, das Zweifel an Dingen, die in einem späteren Alter selbstverständlich empfunden werden, verleiht seinen Gedichten die bezaubernde Anmuth, wenn er über „Vergänglichkeit“ spricht, oder über das „Weltgeheimniss“, oder über das Wunderbare des „äusseren Lebens“. „Altkluger Weisheit voll und frühen Zweifels, auf einer grossen Sehnsucht doch, die fragt,“ so charakterisirt er einmal seine Lyrik selbst.

Schon in dieser bewusst-kindlichen Anschauung des Lebens liegt das Bestreben, dem Leben überlegen zu sein, das diese ganze Lyrik durchzieht. „Kunst ist nicht Schmerz und nicht Wollust, sondern der Triumph über das eine und die Verklärung des anderen“ steht in einer Abhandlung über „Kraft“ (Jan. 96). Heftige Aeusserungen des Schmerzes, oder der Freude werden aus der Lyrik verbannt. „Enthalte man sich auch alles Streitiges und Spottes über das Leben“ steht am Eingang der „Blätter für die Kunst“, eine Mahnung, die für diese Lyrik fast überflüssig ist; denn das Unbekannte, Unbegreifliche reizt, lockt, erfüllt mit Schauern, oder mit Sehnsucht, aber kann nicht die Empfindungen erregen, die alltägliche und bekannte Dinge in uns hervorgerufen. In der Kraft, die heftigen Lebensäusserungen in der Lyrik zu bezwingen, liegt ihre wesentliche Lebensäusserung selbst. Der Künstler, dessen Sprache am meisten von dieser Kraft vererbt, ist Stefan George.

Die Gehaltenheit des Tones, die so das Wesentliche der Lyrik wird, scheint die Bindung an eine strenge Form zu be-

*) Blätter für die Kunst. Begründet 1892 von Stefan George in München. Herausgegeben von C. A. Klein in Berlin. Bis jetzt 5 Hefen.

dingen. Das strengste Maass scheint für diese Lyrik erforderlich. Daraus erklärt sich im letzten Grunde, warum gerade hier eine Formlyrik erwachsen musste, eine Lyrik, die nichts mehr „sagen“ oder „wirken“ will, deren „Material wieder die Worte“, deren „Werth nicht der Sinn entscheidet, sondern die Form, d. h. jenes tief Erregende in Maass und Klang“. In einem Artikel über St. George (Dez. 92) findet sich das Prinzip dieser Formlyrik deutlich ausgedrückt: „Durch genau erwogene Wahl und Anhäufung von Konsonanten und Vokalen bekommen wir einen Eindruck, ohne Zuthat des Sinnes. Jubel und Trauer, Glätte und Härte, Nacht und Licht fühlen wir, ohne dass wir die Begriffe dastehen haben.“ Der intellektuellisirende Charakter dieser Lyrik steht in engstem Zusammenhang mit diesem Prinzip. Die Verdrängung des impulsiven Lebens aus der Lyrik musste ein neues, intellektuelles Prinzip zur Folge haben. Das Schaffen selbst musste ein anderes, die Mittel und Wirkung berechnendes werden. Diese Berechnung der Lyrik wird oft hinter der Stimmung, die hervorgerufen werden soll, so deutlich empfunden, dass die Wirkung stark beeinträchtigt wird. Man verlangt eben immer noch Impulsivität vom Künstler. Das ist allerdings fast nur der Fall, wo allein durch Wortfolge, Rythmus und Klangassoziationen die Wirkung erzielt werden soll, ohne jede „Zuthat des Sinnes“. Einige Dichtungen von Karl Wolfskehl wären hier als Beispiel zu nennen. Sie erreichen zwar eine musikalische Wirkung, die aber nicht völlig die Sinnlosigkeit des Ganzen vergessen macht. Es scheint in der völligen Abstraktion vom Stofflichen für die Poesie eine Gefahr zu liegen. Die Worte wirken eben auf uns nicht allein durch den Klang, sondern ein begreiflicher Inhalt ist für uns untrennbar mit ihnen verbunden. In manchen Gedichten, in denen das Prinzip sich weniger extrem durchbricht, erreicht es eine wunderbare Wirkung, z. B. in einem kleinen Gedicht „Cécilia“ von Paul Gérardy, das durch die wunderbare Verwendung von Diphthongen und vollen Vokalen die zarte, sehnsüchtig-träumerische Stimmung einer im Dome betenden Jungfrau ausdrückt, oder in den „Erinnerungen“ von Wolfskehl, oder in der „Beschwörung“ von Ludwig Klages (Okt. 96), die besonders durch die Wiederkehr eines ähnlichen, aber dem Charakter der Strophe streng angepassten Motives am Schluss jeder Strophe eine starke Wirkung erzielt. In diesem Motive drückt sich symbolisch der Inhalt des Ganzen aus: der Zauberstab, mit dem man das Leben zu be-

schwören sucht, kann nur lockende, aber schnell entschlipfende Schattenbilder hervorzubauern; das Leben bleibt einem solchen Zauberer ungelebt. Die höchste Wirkung dieser Lyrik aber, ja man kann sagen, die höchst erreichbare Wirkung überhaupt, finden wir in der Lyrik Hofmannsthal's. Er ist der Künstler der Formlyrik schlechthin, der Künstler, der dem Rythmus Leben und innere Bedeutung einzuhauchen weiss, der die Sprache sich völlig unterworfen hat und ihr nun spielend Farben, Bilder, Töne entlockt, mit dem ganzen Uebermuth und dem ganzen Ernst des bewussten Künstlers.

In der gehaltenheit dieser Formlyrik und ihrem Prinzip scheint noch ein anderes Motiv mitzuklingen, eins der ältesten ästhetischen Motive, das aber gerade für den modernen Künstler charakteristisch ist und z. B. der ganzen Maeterlincksehen Kunst zu Grunde liegt: das Motiv der Schweigsamkeit des Schaffenden. Er verrieth sich nur in halbgeflüsteren, kaum vernehmbaren Worten, in der leise angedeuteten Stimmung; vor dem deutlich ausgesprochenen Wort, das grelle Helligkeit über das Ganze verbreitet, zuckt er scheu und ängstlich zurück; denn er fühlt, dass er sich selbst sonst verlieren würde. Dasselbe Empfinden lässt den modernen Lyriker die Nachtstimmung und die matten, unbestimmten Farben des Herbstes bevorzugen. Karl Wolfskehls Dichtung: „Ueber die Dunkelheit“ (Okt. 96) berührt die Reize der Nacht: Im grossen Mittag weht Pans Atem über die Fluren, und alles Lebendige kauert scheu und entschläumert. Aber wenn die heilige Nacht einherschreitet, so erwachen wir, ihre Kinder, die sie dem grossen Pan göbar, und die sie nun schützt vor seinen Schrecken. Das heilige Dunkel, die heilige Nacht weist uns auf uns selbst, und „nur, wenn wir uns erfassen, erfassen wir das All. Pan aber, das grosse Licht, löscht alle Einzelflammen.“ Sehr feinfühlig und vollendet in der Form ist die „Nachtgedichtung“ von Ludwig Klages (Okt. 96): „Bleiche Träume nicken im Schille und im dumpfen Gemurmel der Erlen. — Eine zitternde Saite im Vollklang des Dunkels schwingt meine Seele.“ Die Anbetung des Traum'es findet in Melchior Lechter ihren Ausdruck: „Traum! träumen! einziges Glück! einzige Wahrheit! einzige Reinheit, einzige Wonnel O, Traum, Du Thautropfen des Alls!“

Die „Blätter für die Kunst“ sind ursprünglich nur für einen kleinen, von den Mitgliedern geladenen Leserkreis bestimmt und finden

erst langsam weitere Verbreitung. In der Vorrede zu dem letzt erschienenen Heft aber wird geradezu eine Freude über das langsame Wachsen des Anhangs ausgedrückt; denn ein schnelleres Zunehmen würde bedenklich sein. Das hat auch durchaus seine Berechtigung; denn ihrem ganzen Wesen nach ist diese Lyrik für Wenige. Ob sie eine Lyrik für Wenige bleiben wird, ob sie weitere und immer schönere Früchte treiben, oder ob sie an ihrer Einseitigkeit, an den wenigen Tönen, auf die sie gestimmt ist, und an dem Lebensproblem zu Grunde gehen wird, sind vorläufig unlösbare und hier nicht zu erörternde Fragen. Jedenfalls aber ist hier — trotz aller minderwerthigen, den nöthigen Hintergrund bildenden Poesie, eine Quelle des reinsten, künstlerischen Genusses, die den Wenigsten bekannt ist.

G. Cl.

BÜCHER.

Lily v. Gizycki: Die neue Frau in der Dichtung. Stuttgart, 1896; Verlag von J. H. W. Dietz.

Endlich einmal eine Arbeit über die Frau und von einer Frau, welche frei ist von jedem Dogmatismus, welche ganz unbefangen, durch keine Tendenz und Vorurtheile beengt, die Frage zu beantworten versucht: Welches ist die neue Frau? An der Hand der modernen Dichtung bemüht sich die Verfasserin, nur ihrem gesunden Gefühl und ihrem consequenten Denken folgend, zu zeigen, welche Züge die neue Frau charakterisiren, und wie ihr Gesamtbild aussieht.

Die Verfasserin behandelt zuerst die Frau der modernen englischen Litteratur. Sie findet, dass sie mehr oder weniger nur verkörperte Tendenz ist, ohne innere Lebenswahrheit. Zunächst Grant Allens: „The woman, who did“. — Frau v. Gizycki weist nach, dass der Verfasser des Romans, welcher einen Tendenzroman für die freie Ehe hat schreiben wollen, dadurch, dass er diesen in die Gegenwart verlegte, wider Willen gegen die freie Ehe hat schreiben müssen. Seine Herminia ist nicht die neue Frau. Sie ist stark und energisch, sie liebt ihren Mann und ihr Kind, aber sie ist trotz alledem kein Weib. Ein Weib vermag es nicht, ein „Prinzip“ über sein Kind zu stellen; und unvernünftig ist der Glaube, die legale Ehe, das Resultat einer jahrhundertlangen Entwicklung mit einem Schlage vernichten zu können.

Allen Frauentypen der englischen modernen Dichtung, wie verschieden sie auch sein mögen, ist eins gemeinsam: der Trieb zur

Befreiung; jede dieser Frauen sucht diese Befreiung auf anderem Wege zu erreichen; und nur als Repräsentantinnen dieser Ideen sind die verschiedenen Frauentypen gezeichnet, die als Menschen also gar nicht in Betracht kommen können.

Von der englischen Litteratur wendet die Verfasserin sich der nordischen zu. Die modernste nordische Dichtung spiegelt die Reaktion wider, die sich gegen die durch Björnson auf der einen, durch Ibsen auf der anderen Seite hervorgerufene Frauenbewegung erhoben hat.

„Unter Ibsens Frauengestalten ist nicht eine, welche ganz Weib ist, aber auch nicht eine, welche nicht irgend eine Variation der neuen Frau darstellte.“ Ibsen „zerlegte die neue Frau vor uns, wie der Forscher eine Blume zerlegt, aber wie dieser uns selbst durch die schärfste Lupe ihren Duft nicht zeigen kann, so konnte uns Ibsen nichts von dem zeigen, was er selbst nicht sieht: das Herz, die Weiblichkeit.“

„Björnsons Svava hat mit ihrer lieblosen Prüderie alle kaltherzigen Weiber grossgezogen, die gegen den Mann kämpfen und sich als seine Opfer geben.“

Dieser Zwang der Lieblosigkeit war es, gegen den die junge Generation sich auflehnte. Die Thesis schlug in die Antithesis um. In den Werken der jungen Dichter erstand eine neue Frau, deren reinsten Typus Peter Nansen in seiner Maria und in seiner Grethe geschaffen.

Sie ist ganz Weib, nur Weib, ganz Hingebung, sich selbst aufopfernde selbstlose Liebe. Nansen zeichnet das liebende Weib, ohne jede andere Charakteristik. Aber die moderne Frau ist nicht nur Gefühl, sie ist auch ein denkendes und handelndes Wesen; „Ibsen vergass das Herz. Nansen, der die Reaktion dagegen repräsentirt, vergass den Geist.“

Auch auf den Strindberg'schen Frauentypus geht Frau v. Gizycki ein. Sehr treffend bezeichnet sie ihn als decadenten Typus, der nur unter den Geld- und Adels-Parvenus und unter den Heldinnen der Halbwelt zu finden ist. Der satanische Weiberhasser Strindberg schildert nicht die Frau der Zukunft, sondern die Frau der Decadence-Periode, welche mit der sozialen Entwicklung vollkommen vernichtet werden wird.

Eine neue Frau hat Frau Laura Marholm zu zeichnen gesucht. Aber dieser weibliche Strindberg*) in seiner Verbohrtheit

*) Natürlich nur in Bezug auf den Standpunkt. Im Uebrigen fällt es mir nicht ein, den grossen Künstler mit der kleinen Feuilletonistin vergleichen zu wollen.

und Einseitigkeit hat aus der Vielgestaltigkeit der sechs bedeutenden Frauenindividualitäten, welche in dem „Buch der Frauen“ gezeichnet sind, nur das herausgefunden, was sie herausfinden wollte: den unbefriedigten Geschlechtstrieb. Frau Marholm will nur ihr Dogma kennen. Es kümmert sie nicht, dass das vollkommene, differenzirtere und komplizirtere Individuum wegen der Vielseitigkeit und grösseren Intensität seiner Bedürfnisse in der heutigen Gesellschaft nur sehr schwer oder vielleicht gar nicht vollkommene Befriedigung finden kann. Sie übersieht, dass auch die sehr indifferenzirten Männer unter demselben Unbefriedigtsein leiden.^{*)} Die Sehnsucht nach dem kongenialen Wesen des andern Geschlechts ist sowohl dem modernen Manne als der modernen Frau gemeinsam.

Auch Frau Marholms „Karla Bühring“ ist nichts als die Verkörperung ihrer Tendenz, dass, wie bürgerliche Litteraten so oft ehrfurchtsvoll und behaglich zitirt haben, das Weib „eine Kapsel ist über einer Leere, die erst der Mann kommen muss zu füllen.“ — Vielleicht hätte ein objektiver Biograph in einigen der sechs Frauen-Typen aus dem „Buch der Frauen“ die neue Frau finden können. Frau Marholm konnte dies nicht.

In keiner dieser Dichtungen hat Frau v. Gizyeki die neue Frau gefunden.

Sie findet sie erst bei Sudermann und Hauptmann, in Magda und Anna Mahr. Der starke Bethätigungsdrang, der Durst nach Freiheit, die Sehnsucht nach voller Entfaltung der ganzen Persönlichkeit: das ist es, was die neue Frau auszeichnet.

Magda hat sich ihr Leben erkämpft, und ihre Individualität hat sich frei entwickeln können. Aber es fehlte in ihrem Leben „das grosse die Tiefe der Menschenseele aufwühlende Ereigniss: die Liebe.“

Sie fand nur „die Bestie im Manne“ und „jenes Surrogat der Liebe, das der an Sinnen und Nerven überreizte, von Jugend an seine besten Gefühle in den Schlamm ziehende Mann dem heiss und tief empfindenden Weibe anzubieten wagt.“

Die Verfasserin zieht daraus den Schluss, dass die neue Frau auch des neuen Mannes warten müsse, um sich entwickeln zu können: auch Anna Mahr bestätigt ihr das; sie geht wieder einsam in die Welt hinaus, weil der Mann, den sie liebt, ein Schwächling, und darum ihr nicht ebenbürtig ist. —

Frau v. Gizyeki vergisst offenbar, dass auch der „neue Mann“, um sich voll ent-

wickeln zu können, der neuen Frau bedarf, und dass diese noch ein viel selteneres Gewächs ist als jener. Sie vergisst, dass auch dieser der Zukunft angehörende Mann meist nur „Surrogate“ der wahren Liebe findet.

Ueberhaupt ist der positive Theil der kleinen Schrift bedeutend hinter dem kritischen zurückgeblieben. — Fast unbegreiflich ist es, wie Frau v. Gizyeki mit ihrem so gesunden Urtheil Hauptmann und Sudermann in eine Linie stellen, und von ihnen beiden die Schöpfung einer „klassischen Gestalt“: der neuen Frau, erwarten konnte.

Sollte es ihr wirklich ganz entgangen sein, wie sehr Sudermanns „Magda“ Theaterfigur ist? Gerade das, was Frau v. Gizyeki besonders an ihr hervorhebt: ihre innige opferfreudige Mutterliebe, stimmt so gar nicht mit dem ganzen Wesen und der Persönlichkeit der Magda überein. Sie gehört zu jenen robusten Naturen, welche sich rücksichtslos durchellenbogen. Das Weiche und Zarte, das jedem echtem Weibe eigen, und das auch Anna Mahr besitzt, ist ihr fremd.

Magda und Anna Mahr sind noch nicht ganz „die neue Frau“. Es fehlte ihnen die volle Entwicklung durch die grosse Liebe. Frau v. Gizyeki erwartet, die lebensvolle Schilderung der neuen Frau noch von der Zukunft. Das grosse und schöne Ideal, das ihr vorschwebt, „wird von den Geist und Herz einschnürenden Fesseln unserer Mädchenerziehung nichts empfinden haben; in einem Beruf, der ihren Fähigkeiten entspricht, wird sie innerlich und äusserlich selbständig geworden sein . . . Und aus der Sympathie der Geister, aus der Freundschaft hervor wird die höchste Offenbarung ihres Wesens: ihre Liebe erwachsen . . . Das freie Weib wird dem Manne als treuer Kamerad zur Seite schreiten, nicht über und nicht unter ihm. Und aus dem Schoosse dieser neuen Frau werden die Führer des Volkes, die Träger der Zukunft erwachsen: die neuen Menschen.“

Soweit Frau v. Gizyeki. Eine Kritik ihres Lebensideales würde blos zu individuellem Meinungs-austausch führen, ist also hier nicht am Platze. Indessen kann ich mir bei der neuen Frau doch eine ganz andere Form der Liebe und des Weib-Erwachsens vorstellen, als das Herauswachsen aus der „Freundschaft“ und „Sympathie“ der Geister.

H. F.

John B. Haycraft: Natürliche Auslese und Rassenverbesserung. Deutsch von Dr. Hans Kurella. Leipzig 1896, G. H. Wigand (Bibl. f. Sozialwissenschaft, 2. Bd. 7.

^{*)} Nur, dass sie als stärkere Individualitäten eben ihre Differenzialtheil überwinden können, um ihre Individualität durch Thun auszulösen.

Dass es neben der Individual-Hygiene, der gesundheitlichen Fürsorge für die Einzelnen, eine Rassenhygiene, eine Lehre von der Erhaltung und Verbesserung der Art als solcher giebt, die mit jener in Widerspruch gerathen kann, das ist eine bedeutsame Entdeckung, die wir als wissenschaftliche Lehre der jüngeren Richtung der Darwin'schen Schule verdanken. Praktisch ist sie ja bereits von den alten Spartanern energisch angewandt worden.

Ausgehend von der Galton-Weissmann'schen Hypothese, dass erworbene Eigenschaften nicht vererbt werden, sucht der Verfasser die Bedeutung ungünstiger Lebensverhältnisse, die eine Auslese der „Besten“*) auf Kosten der minder Tüchtigen bewirkten, für das Fortschreiten der Gesellschaft, damit zugleich die aus allgemein verbesserten Lebensbedingungen, denen kein Gegengewicht in der Auslese gegeben wird sich ergebenden Gefahren für die Stärke der Rasse nachzuweisen. Er zeigt, dass Völker zwar nicht, wie man vielfach annimmt, nothwendig mit der Zeit altern und verfallen müssen, dass aber durch mangelhafte Fürsorge für die Bedingungen der Rassenverbesserung leicht der Verfall eintreten kann, und er legt an der Hand der englischen Krankheiten-Statistik die aus einer Erhaltung der Schwachen ohne Gegengewicht entstehende Gefahr für die Zusammensetzung der Völker, die namentlich durch die Stärkung des phthisischen Elements infolge wirksamerer Bekämpfung der Tuberkulose gegeben sei, dar.

Aehnlich weist er an Hand einiger statistischer Zahlen — die Unzulänglichkeit des statistischen Materials, das kaum zur Beleuchtung, geschweige denn zum Beweise ausreicht, ist ein Mangel des Buchs — auf Gefahren der erzwungenen völligen Enthaltensamkeit vom Alkohol hin. Die Bekämpfung des Alkoholmissbrauchs durch die Mittel der Belehrung lässt er gelten, aber er erblickt in der staatlich erzwungenen Abstinenz, wie eine Anzahl nordamerikanischer Bundesstaaten sie eingeführt hat, ein Mittel, solche Elemente, die, an sich haltlos, wenn nicht dem Alkohol, so doch anderen betäubenden Giften oder dem Wahnsinn verfallen müssten, künstlich der vernichtenden Wirkung des Alkoholgiftes zu entziehen und sie so zur Fortpflanzung zuzulassen. Ob aber nicht die Gestattung des Alkoholenusses vielleicht weit mehr sonst gesunde Menschen ruiniert und, da solche mehr Vermehrungsfähigkeit besitzen als die an sich

schon Zerrütteten, noch weit mehr Elend über die Nachkommen verbreitet: das prüft H. nicht, wie er überhaupt mehr anregt, als seine Gedanken überall ausdenkt und ausreichend kritisiert. Auch berücksichtigt er zu wenig die mit dem Erbrechte nothwendig verknüpften ausleseschmehenden Einflüsse.

Positiv verlangt er eine Reform der verrotteten englischen Armenpflege, die den ehrlichen alten Arbeiter neben dem alten Gauner in das zuchthausähnliche workhouse sperrt, eine dauernde Internirung der durch krankhafte Veranlagung zum Verbrechen oder zur Vagabondage getriebenen Personen und eine Aufgabe der von den „Leistungsfähigen“ im Vergleich mit dem Proletariat geübten Beschränkung in Ehe und Kinderzeugung. Wie weit dazu eine Aenderung der sozialen Ordnung nothwendig ist, prüft er nicht näher. Er erwartet vielmehr von einer Gesellschaftsordnung, die nur der Tüchtigkeit ohne Rücksicht auf sonstige Vortheile den Weg bahnt, in Folge der angeblichen Vererbung der Tüchtigkeit eine aristokratische Ausgestaltung, die der Demokratie, von der diese Forderung gestellt wird, wenig zusagen werde. Nun, darauf darf es die Demokratie ankommen lassen. Und gerade die sozialistische Demokratie wird eine derartige Verknüpfung im guten Sinne aristokratischer (d. h. die Leitung durch die Besten ohne Sondervortheile darstellender) und demokratischer Organisation erst herbeiführen können, ohne bei der allgemeinen Tendenz zur Angleichung, die der Natur, wo sie nicht künstlich gehemmt wird, innewohnt, eine dauernde Kluft zwischen den Volksschichten befürchten zu müssen. Sie erst wird bei richtiger Einsicht in die Bedingungen der Entwicklung durch geeignete Mittel der Regeneration: Gesundung des Ehelebens, allgemeine Verbreitung der Landarbeit u. ä., solche Bedingungen der Rassenverbesserung für Alle schaffen, dass die Bedeutung der künstlichen Auslese dabei zurücktritt. Man kann sich dem Verfasser durchaus ausschliessen, wenn er verlangt die theilweise auslesenden Wirkungen des Elends durch gesellschaftliche Auslese bei der Fortpflanzung zu ersetzen. „An die Stelle der Selektionsthätigkeit der Mikroben muss die bewusste planmässige Auslese durch den Menschen selbst treten und dafür sorgen, dass nur von gesunden Eltern die nächste Generation erzeugt wird... Man kann heute einen Vater vor Gericht ziehen, der sein Kind nicht zur Schule schickt, aber nicht die leiseste öffentliche und allgemeine Missbilligung wird laut, wenn er wissenschaftlich ein Kind zeugt, das sein Leben lang

*) d. h. Bestangepassten. Welche Gattung Menschen in unserer Raubthiergesellschaft oft genug als Bestangepassten sind, verkennt H. selbst durchaus nicht.

an Schwäche des Gehirns oder der Lungen leiden wird; so ist denn offenkundige Kränklichkeit auf dem Heirathsmarkte kein Fehler. Und mit Recht verlangt er, „dass wir der Fortpflanzung unserer Rasse dieselbe Sorgfalt und Aufmerksamkeit widmen, die ein Gärtner auf seine Rosen, ein Hundezüchter auf seine Doggen und Dachshunde verwendet.“

Die Uebersetzung ist gut.

S. K.

Dr. Alfred Ploetz: Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen. Ein Versuch über Rassenhygiene und ihr Verhältniss zu den humanen Idealen, besonders zum Sozialismus. Berlin 1895, S. Fischer.

Die Bekämpfung des Sozialismus von darwinistischer Seite führt als besonders wichtiges Kampfmittel ins Feld die durch den Sozialismus angeblich drohende Aufhebung der innerhalb der freien Konkurrenz angeblich bestehenden natürlichen Auslese der Tüchtigsten, die eine sozialistische Gesellschaft zum Stillstand und zur völligen Entartung bringen müsse. Und die Konsequenz dieses Standpunkts, die sich ebenso wie gegen den Sozialismus gegen jede dem Schutze der Schwachen dienende humane Sozialpolitik und gegen die gesammte Hygiene, ja zuletzt gegen jedes geordnete Gemeinleben richten muss, ist von streng darwinistischer Seite auch theilweise gezogen worden. Ploetz untersucht, inwieweit diese angeblich drohende Gefahr in Wirklichkeit vorhanden ist, und welche Mittel dem Sozialismus zu ihrer Bekämpfung zu Gebote stehen. Er bringt ein reiches Material zur Prüfung der modernen Entwicklung in ihrer Bedeutung für die Gestaltung des Gesellschaftslebens bezüglich der Zahl wie der Beschaffenheit bei und zeigt die Bedingungen auf, die für eine den Forderungen des gesellschaftlichen Fortschritts entsprechende Ordnung der Gesellschaft und der menschlichen Fortpflanzung gegeben sein müssen.

An sich ist die moderne Hygiene in Verbindung mit der allgemeinen Schutzlosigkeit des gesunden Arbeiters wohl geeignet, die natürliche Auslese und damit die Verbesserung der Rasse zu hemmen. Denn indem sie den schwächeren Gliedern (Kränklichen, Schwachsinnigen etc.) einen Schutz zu Theil werden lässt, der ihre von Natur an ungünstigeren Daseinsbedingungen theilweise ausgleicht, sievielleicht sogar günstiger gestaltet als die der von Natur stärkeren Glieder, giebt sie ihnen die Möglichkeit, nicht nur sich am Leben zu erhalten, sondern auch Kinder zu erzeugen, die in der Regel ebenfalls schwächlich sind. Und ein Prozess, der fortwährend in dieser

Richtung geleitet würde, müsste die Gesellschaft im Laufe der Zeit zum Krankenhause machen und allgemeine Schwächung und Verkrüppelung herbeiführen. Das heisst, wenn er ungehemmt wirkt. Und Ploetz zeigt, dass die bedenklichen Folgen dieser Fürsorge für die Schwachen und Elenden, die nun einmal unserem Humanitätsempfinden entspricht, und in einer sozialistischen Gesellschaft sicher noch weit ausgedehnter stattfinden würde als heute, gerade in einer solchen durch die Mittel passender Auslese, wie sie schon eine auf die natürliche Grundlage gestellte Auswahl zur Ehe bietet, wie auch durch den Schutz der Starken vor vermeidlichen Gefahren ergänzt, das heisst in gewissem Sinne ausgeglichen werden können. Gerade die heutige Entwicklung führt einerseits zur immer stärkeren Entartung der noch vorhandenen kräftigen Volkselemente und fördert diesen Prozess weiter durch den Schutz, den die Barmherzigkeit vorzugsweise den Blinden, Lebensschwachen und Unfähigen angedeihen lässt. Und die drohende Gefahr einer mangelhaften Fortpflanzung gerade hochentwickelter Volkselemente (man denke an Seeleute, Offiziere, katholische Geistliche) wie sie für ganze Rassen in Frankreich und namentlich dem Osten der Vereinigten Staaten schon Thatsache geworden ist, lässt diese Entwicklung noch viel bedenklicher erscheinen. In gleicher Richtung wirkt die wachsende Zunahme der Grossstädte auf Kosten des platten Landes.

Ploetz behandelt die verschiedenen Fragen, die sich hier aufdrängen und natürlich noch nicht alle zur Lösung reif sind, in anregender Weise und fügt der Darstellung der gegenwärtigen Entwicklung die Grundzüge einer praktischen Rassenhygiene bei, die in ihrer Anpassung an die nicht auf dem Konkurrenzkampf beruhenden, also die sozialistischen Systeme, bei ihm in den Forderungen gipfeln: 1. Die Gesamtheit der erzeugten Nachkommen muss durchschnittlich einen möglichst viel höheren Grad der Vollkommenheit darstellen als die Gesamtheit ihrer Eltern. Hierzu ist insbesondere die Aufhebung aller solchen nicht zur Auslese beitragenden Schädlichkeiten nöthig, die auch die Keimzellen verschlechtern. 2. Keine Kontraselektion (d. h. der Auslese entgegenwirkenden Mittel) ausser Krankenpflege. 3. Die Zahl der erzeugten Nachkommen darf (um den gesellschaftlichen Stillstand zu verhindern) nicht unter die Zahl der erreichbaren auskömmlichen Nährstellen sinken. Dies hat nur Bedeutung für ein einzelnes Volk oder eine Rasse, nicht für die ganze Menschheit.

Die Darstellung ist — ein Zeichen nicht ausreichender Verarbeitung des allerding's zum Theil ganz neuen Materials — etwas durch selbstgebildete technische Ausdrücke überladen. Die Kritik trifft im Wesentlichen zu; die positive Theorie des Verfassers, der an Stelle der Auslese der Individuen die der Keimzellen, d. h. möglichst günstige Zeugungsbedingungen setzen will, wird sich im Einzelnen erst nach Erscheinen des noch ausstehenden zweiten, praktischen Theils beurtheilen lassen.

Zur Gewinnung des Verständnisses für die noch allzu wenig gewürdigten Fragen der Rassenhygiene sei das Buch zur Lektüre empfohlen. S. K.

REVUEN.

In der „*Critica sociale*“ (1. Februar) veröffentlicht Dr. Claudio Treves, Redakteur des „*Grido del popolo*“ in Turin, einen Artikel über die Taktik der Partei bei den bevorstehenden Wahlen in Italien. Die Stellung zum Parlamentarismus ist in der italienischen Arbeiterschaft noch lange nicht so feststehend, wie in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Belgien etc. Noch immer wird von einzelnen Leuten und Gruppen die Enthaltung von den Wahlen und der parlamentarischen Thätigkeit als der Ausdruck der schärfsten und wirkungsvollsten Opposition angesehen.

Gegen diese Richtung wendet sich Treves in dem bemerkenswerthen Artikel, den wir auszugsweise wiedergeben, ohne uns freilich deshalb mit ihm vollständig zu identifizieren. Zu ausschliesslich scheint er doch seine taktischen Erwägungen allein als massgebend zu betrachten. Unser Standpunkt den schwebenden Tagesfragen gegenüber muss auch natürlich betont werden, aber es darf nicht der Glaube erweckt werden, dass wir den Wählern gegenüber unsere Prinzipien und Endziele irgendwie verhüllen.

Der Artikel ist betitelt: „*La nostra piattaforma*“. (Unser Wahlprogramm). Es heisst da: „Der Hauptgrund, der den Leiter der italienischen Politik veranlasste, die Wahlen auszuschreiben, obgleich ihn nichts dazu zwang, war der Umstand, dass die in die Wahllisten neu Eingetragenen auch in diesem Jahre noch nicht wahlberechtigt sind. Diese Regierung, welche überzeugt ist, dass das allgemeine Wahlrecht die extremen Parteien stützt, sieht ihrerseits die Nothwendigkeit ein, sich von den extremen Parteien zu emanzipiren und ihre Mitglieder halten sich für grosse Schüler Machiavellis, wenn sie versuchen, die Rechte der Wähler zu eskamotiren und sie selbst zu vergewaltigen.“

„Meiner Ansicht nach mussten die Sozialdemokraten, um den Kampf mit der Regierung, dem Exekutiv-Comité der Bourgeoisie, aufzunehmen, folgende Wahlparole haben: Fort von Afrika, Vertheidigung der konstitutionellen Freiheit und des Wahlrechtes. Niemand kann, scheint es mir, auf den Gedanken kommen, dass bei einer derartigen Wahlparole die sozialdemokratische Partei auch nur um Haaresbreit von ihrem Programm abweiche.“

„Jedermann muss einsehen, dass ein Wahlprogramm aus praktischen Rücksichten entsteht, dass es abhängig ist von der momentanen, politischen Konstellation, von den im Vordergrund des politischen Lebens stehenden Fragen, dass es daher nicht identisch sein kann mit dem definitiven, die prinzipielle Haltung einer Partei im allgemeinen feststellenden Programm.“

„Die Stärke des von mir vorgeschlagenen Wahlprogramms besteht für die Sozialisten darin, dass sie sich mit ihrer Forderung des Rückzuges aus Afrika ohne jeden Vorbehalt, in unbedingten Gegensatz zur gesamten politiktreibenden Bourgeoisie stellen, ohne diese in allen ihren Einrichtungen anzugreifen, was im gegenwärtigen Augenblicke einer Zerspaltung unserer Kräfte gleichkame.“

„Um den Ruf: „Fort von Afrika“ vor den Wählern zu begründen, brauchten wir an ihren Augen nur das parlamentarische, industrielle und Geldschmarotzerthum unserer leitenden Klassen vorüberziehen zu lassen, welche, um die öffentliche Aufmerksamkeit von den Skandalen und Korruptionsaffären abzulenken, die durch die Worte: „Das System Crispi“ am besten gekennzeichnet werden, das Land in das wahnsinnige und verbrecherische afrikanische Abenteuer stürzten, für welches alle bürgerlichen Parteien — die radikalen nicht ausgeschlossen — verantwortlich sind. Einerseits, weil sie es gefördert, andererseits, weil sie es in einem gewissen Augenblick geduldet hatten, um eines eiteln, sentimentalen, militärischen und patriotischen Verurtheils wegen.“ „Auf die gleiche Weise muss also dem Volke klar gemacht werden, dass die Vertheidigung der konstitutionellen Freiheit und des Wahlrechtes heisst: Der italienischen Bourgeoisie, welche die öffentlichen Angelegenheiten leitet, moralisch den Prozess machen. Der Bourgeoisie, welche die Proteste gegen die Finanz- und Kolonialräubereien zu ersticken glaubte, indem sie die Rächer des beleidigten Volksgewissens in den Kerkern begrub und freie Kritik, mundtödt machte.“

„Seht Euch die rechte und linke Seite des Parlamentes an! Weder auf der Seite der bürgerlichen Opposition, noch auf den Bänken der Ministeriellen wird das konstitutionelle Prinzip ernst genommen, von keiner dieser Seiten wird uns das Vertrauen eingeflößt, dass man bereit sei, sich an die gründliche Reinigung des Augiasstalles heran zu machen, dass man Afrika rückhaltlos aufgeben wolle und ernstlich das Versammlungsrecht, die Pressfreiheit und das Wahlrecht respektieren würde.

„Ja, nicht einmal das Recht der individuellen Freiheit würde gewahrt werden. Regierung und Opposition bestreben sich um die Wette, der Reaktion die Stange zu halten.

„Das Diebsgesindel von gestern und die dummen Machthaber von heute schliessen ein Bündniß gegen die Sozialisten. Die offiziöse Tante „Opinione“ äussert sich dahin, dass es Pflicht der Regierung wäre, ihre konstitutionellen Gegner zu stützen, um nur den Umsturzparteien Widerstand leisten zu können.

„In diesem historischen Moment müssen wir die stärkste Kritik das bürgerliche Regimes im Wahlkampfe aussprechen. Wir müssen unsere Freunde auf den Wahlkampf hinweisen. Nichts fälscher, als gegenwärtig die Wählenthaltung zu proklamieren. Diese Form hindert uns nicht im Mindesten, der Mittelpunkt für jede ernste und aufrichtig gemeinte Opposition zu werden. Die Art, wie wir als Sozialisten den Wahlkampf nur führen können und müssen, bildet eine scharfe Scheidewand zwischen uns und allen bürgerlichen Parteien.

„Uns wird die Sympathie des Volkes zur Seite stehen, dessen Wünschen wir, in einer kurzen, sinngemässen Form, vollen Ausdruck geben. Wenn das Volk in den Wahltagen auch nicht auf alle revolutionären Grundsätze hingewiesen wird, so hat es doch ein merkwürdiges Gefühl für seine wirklichen und zunächst liegenden Interessen.

„Alles in allem werden die Sozialisten desto mehr Sympathie im Volke finden, je besser sie es verstehen, sich als Förderer der dem Volk zunächst liegenden Vortheile nützlich zu machen.

„In der Politik muss man mehr, als in allen anderen Lebenslagen, mit den Forderungen der Zeit, ja mit denen der Stunde rechnen, oder man ist todt“.

B. B.

„Social-Democrat“, die neue Monatschrift unserer englischen Genossen, der wir herzlichsten Brudergruss und den Wunsch frühlichen Gedeihens auf der betretenen Bahn zurufen, bringt in ihrem Februarheft eine

interessante Behandlung der armenischen Frage von A. S. Headingley. II. beleuchtet die Heuchelei, die sich über die türkischen Greuel gegen die aufständischen Armenier entrüstet und die viel schlimmeren Scheusslichkeiten, wie sie die christlichen Engländer gegen Naturvölker wie die Matabeles begehen, stillschweigend duldet. Er zeichnet die auf verschiedenen Wegen immer dem gleichen Ziele zustrebende Orientpolitik Russlands, das er neben Preussen als den schlimmsten Feind des Fortschritts ansieht. So interessant dieser Standpunkt ist, der im scharfen Gegensatz zu der englischen respektablen Humanitätshuchelei die dauernden Interessen der Entwicklung Europas gegenüber humanen Wallungen des Moments zur Geltung bringt, so will mir doch scheinen, dass türkische Räubereien und Metzereien dadurch nicht ungeschehen gemacht werden, dass die christlichen Völker die gleichen Scheusslichkeiten begehen. Und wir als Sozialdemokraten müssen allerwege, in Armenien und Kreta wie in Polen und Westeuropa, dem Kampfe unterdrückter Völker sympathisch gegenüberstehen. Wobei freilich die Frage bleibt, ob nicht noch gewichtigere Interessen des Weltfriedens oder der Sorge vor russischer Uebermacht diese humanitär-demokratischen Empfindungen zeitweise in den Hintergrund drängen müssen. Eine wirkliche Lösung der Orientfrage kann ohne vorherigen Bruch des russischen Absolutismus nicht erfolgen, und bis dahin ist die Frage, ob die Erlösung der unterdrückten und ausgeraubten „interessanten Völkerschaften“ wichtiger, oder die herannahende russische Gefahr drohender ist -- ob diese letztere mehr durch selbständige Orientstaaten oder durch ein Fortvegetiren der verfaulten Türkei herangezogen wird, eine überaus schwierige. So sehen wir auch innerhalb der deutschen Partei die Frage sehr verschieden beantwortet, während in Frankreich die entschiedenen Sozialisten ziemlich einmüthig gegen die zur Zeit von Russland gestützte Türkenwirthschaft Stellung nehmen.

Grund zur Entrüstung über andere haben allerdings unsere „Kulturvölker“ nicht. Wie könnten sonst die fürchterlichen Justizgreuel von Barcelona mit einer Ruhe, die geradezu an der Menschheit verzweifeln lassen könnte, hingenommen werden? Eine jetzt im Sonderabdruck erschienene Artikelserie des „Sozialist“ beleuchtet an der Hand zahlreicher Dokumente diese fürchterlichen Infamien der Schurkengesellschaft, die sich spanische Kriegsgesetz nennt, in grauenhafter Weise. Dass das Bombenwerfen nicht blos eine thörichte Taktik, sondern einen verbrecherischen Wahnsinn

darstellt, steht bei mir völlig fest, selbst wenn es sich dabei, wie in Spanien, um eine verzweifelte Nothwehr gegen unerträgliche politische und soziale Unterdrückung handelt. Aber was ist diese That eines exaltirten Fanatiklers gegen die kaltblütig und andauernd angewandten Grausamkeiten, wie sie die spanische Kriegsjustizverwaltung an 350, natürlich zum aller-, allergrössten Theile völlig unschuldigen, nur aus irgend welchem Grunde politisch verdächtigen oder sozial missliebigen Personen verübt: die Geisselungen, Zerstörung der Geschlechtstheile, Peinigung vermittelst des elektrischen Stroms, durch künstlich angestachelten und ungestillten Durst, kurz alle Greuel, wie sie nur in dem verrotteten und blutdürstigen Volke der Inquisition und der Stiergefächte ersonnen werden können durch Büffel, die der Grausamkeit Wollust zum Raffinement entwickelt haben. Was Wunder, dass gegen diese Brut von quälrischen Schurken die spanischen Provinzen in vereinzelten und latenten, die „Kolonien“ in offenen und zum Glück sieggekrönten Aufständen sich erheben. Leider sind auch wir Deutschen an diesen Scheusslichkeiten doppelt interessirt. Zu den recht- und gesetzwidrig Inhaftirten und Gequälten gehören auch Deutsche. Das ist die eine Seite — leider hört man hier allzuwenig von der deutschen Machtentfaltung nach aussen, von der unsere „Nationalen“ uns heute bis zum Ekel die Ohren anfüllen; das *Civis Romanus* sum gilt für den Deutschen im Ausland nicht, wenn er nur Handwerksbursche und gar im Verdachte des Anarchismus eingekerkert ist. Die andere Seite, die diese letzte Thatsache erklärt, ist die schauerliche moralische Verwüstung, die auch in unseren herrschenden Klassen durch die spanischen Greuel aufgedeckt worden ist. Einige Männer verschiedener Parteinrichtung hatten an die Zeitungen einen mehr als zahmen Aufruf zur Feststellung der Thatsachen jenes Prozesses gerichtet — und eine Reihe regierungsfreundlicher Blätter bezeichnet diesen Aufruf als Fastnachtsscherz und findet es „ganz in der Ordnung, dass sich diesen teuflischen Verbrechern gegenüber eine Stimmung: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ herausgebildet hat . . . dass dieser Auswurf der Menschheit garnicht schlecht genug behandelt werden kann . . . und hoffen, dass es in Deutschland keinen vernünftigen Menschen geben wird, der der Sozialdemokratie auf diesen humanen Leim geht.“ O Urtheil, du entlobst zum blöden Vieh. . . .

Wir leben der Hoffnung, dass die deutsche Sozialdemokratie, die dem Anarchismus und

der Bombentaktik himmelfern steht, dennoch alles thun wird, um hier die Ehre Deutschlands zu retten. Sind unsere herrschenden Schichten in den gleichen Sumpf stiftlicher Verrottung gesunken, wie die bestialischen Peiniger des unglücklichen Spanien: die Sozialdemokratie ist verpflichtet, für Recht und Menschlichkeit zu sorgen, den Unglücklichen beizustehen und im Lande wie im Reichstag dem herrschenden System die Maske christlicher Humanität von der teuflisch verzerrten Fratze der entarteten Barbarei abzureissen.
S. K.

In der Wiener „Zeit“ (Nr. 125) bespricht Alexander Tille den Bochumer Kongress der christlichen Bergarbeiter, deren Forderung eines „Lebenslohns“, d. h. eines zur Erhaltung einer Familie von sechs Köpfen ausreichenden Lohnsatzes der Theoretiker der sozialen Auslese durch Noth und Elend der Massen in einer Weise, die er vermuthlich für geistreich hält, zu verulken sucht durch Gegenüberstellung eines etwa zu erhebenden Anspruchs der Unternehmer auf ein für zwölf Personen ausreichendes Einkommen. Natürlich ausreichend nach den Lebensmassstäben der Bergwerksmagnaten des Ruhrgebietes. Nicht minder geistvoll ist die Definition des Sozialismus als der Theorie — warum nicht Irtheorie? —, die den Lohn der niedrigsten Arbeiterschicht über den aus dem „freien Wettbewerb“ (die Wirkung des Besitzmonopols übersieht er völlig) in Angebot und Nachfrage sich ergebenden Satz erheben zu können meint. Eine verblüffend einfache Theorie, würdig eines Herrn von Stumm oder der Hamburger Nachrichten, denen folgend Herr T. auch die armen Adolf Wagner und Genossen unter die Sozialisten, diese Verächter des einzig wahren Heils der angewandten Kampf ums Dasein-Lehre, einreihet. Gleich bündig ist die Kennzeichnung der Gewerkschaftspolitik, die nach einem englischen Scherzwort dahin gehen soll, immer einen etwas höheren Lohn, als der gerade bezogene ist, zu fordern.

Herr Tille empfiehlt den Arbeitern als das richtige Mittel eine Erhöhung der Leistungen, der entsprechend die Unternehmer mit Vervollkommnung der Maschinerie vorzugehen hätten.

Carl Jentsch beleuchtet im folgenden Hefte diese Weisheit in seiner derben Manier, die oft den Nagel auf den Kopf trifft, um dann wieder mit verblüffend einfachen Erklärungen die inneren Schwierigkeiten tiefergehender Fragen zu überhüpfen. Seine Darlegung über „Sozialauslese und Arbeiterbewegung“ zeigt in treffenden Beispielen,

wie häufig die berühmte Auslese des Bestangepassten infolge der unzulänglichen und unvernünftigen Verhältnisse, an die die Anpassung stattfindet, gerade an sich minderwerthigen Exemplaren den Sieg verleihen und werthvollere, entweder durch Elend oder durch die gleiche Anpassung herabdrücken muss. „Mit einem Worte: dieser sogenannte Ausleseprozess stösst nicht die schon vorhandenen Minderwerthigen ab, sondern er schafft massenhaft Minderwerthige, wo vordem keine waren . . . Nein, die sind keine Aristokratie, diese den Konkurrenzkampf bestehenden zweibeinigen Wölfe, Füchse, Arbeitsthier und zweibeinigen Maschinen! Was das Leben lebenswerth und den einzelnen Menschen zum Aristo raten macht, das sind Gerechtigkeit, Güte, Weisheit, Schönheit, Freude, Individualcharakter. Die ersten beiden werden als Hindernisse der Sozialauslese von den Vertretern der Selektions-Theorie grundsätzlich zurückgewiesen, die übrigen gehen in der Konkurrenzhetze zu Grunde“. Er weist auf den Unsinn hin, der in einer Zeit relativer Ueberproduktion von einer Steigerung der Produktion eine Verbesserung der Lage des Arbeiters erwartet. „Der heutige Konkurrenzkampf . . . macht nicht blos schlecht, er macht sogar die gescheitesten Leute dumm“. So produziren sie mit tief sinniger Mene als neueste darwinistische Weisheit die ältesten Ladenhüter der Vulgärökonomie, zu deren Behauptung nicht Kenntniss der Natur, sondern einfachste Unkenntniss der elementaren Sätze der Gesellschaftswissenschaft gehört. Dass der Jentsch seine Lösung kurz und bündig in einer massenhaften Vermehrung des Kleingrundbesitzes findet und zu dem Ende, sofern der heimische Grossgrundbesitz nicht ausreicht, Massenauswanderung — nicht mehr die Eroberung Russlands? — für nöthig hält, versteht sich bei ihm von selbst. E. H.

Zwei Aerzte haben wieder einmal bewiesen, dass die Frauen zum Studium der Medizin gänzlich ungeeignet seien. Sie haben wieder einmal festgestellt, dass der natürliche Beruf des Weibes der einer Hausfrau, Gattin und Mutter sei, und dass die Frau vermöge ihrer ausgezeichneten moralischen Eigenschaften wohl zur Krankenwärterin sich sehr eigne, nie und nimmer aber zur Aerztin.

Offt ist mir's passiert, dass ich Mediziner sich über ihre Wissenschaft mit einem Haruspex-Lächeln habe unterhalten sehen, und wenn sie offen waren, so sagten sie zuweilen, dass es mit der medizinischen „Wissenschaft“ eigentlich nicht weit her

sei*), und dass ausser der Chirurgie, also dem eigentlich technischen Theile der Medizin, nur sehr wenig Feststehendes vorhanden sei. Und oben diese Mediziner werden plötzlich hoch wissenschaftlich und operiren mit ausserordentlich gelehrten Argumenten, sowie es sich um die Zulassung der Frauen zum ärztlichen Beruf handelt. Sollte es sich hier wirklich um rein wissenschaftliche Beweisführung handeln, oder rechnet hier der Arzt vielleicht auch nur mit seiner Suggestionskraft, wie er so seine Patienten beruhigt, wenn er ihnen aqua destillata und ähnliche Ingredienzen verschreibt?

Ernsthaft verlohnt es sich eigentlich nicht, auf die beiden neuesten Produkte**) der beiden frauenfeindlichen — pardon! frauenfreundlichen! denn all diese Anstrengungen werden natürlich nur im Interesse der Frau gemacht, deren zartes Wesen geschützt werden muss vor den Brutalitäten des Berufs — Mediziner einzugehen. Es werden uns nur noch einmal unsere alten, lieben Bekannten vorgeführt, die schon so oft für diesen Zweck haben erhalten müssen? die Anderswerthigkeit***) der Frau, die Menstruation, die Schwangerschaft, die mangelnden physischen Kräfte, und endlich die „Weibnatur“. Wenn die Herren zu diesem Punkte der Argumentation vorgedrungen sind, so beginnen sie in der Regel einen Hymnus auf die Natur des wahren Weibes anzustimmen, die so edel, so hoch und so fein sei, dass sie durch so etwas Materielles, wie den ärztlichen Beruf, nur herabgewürdigt werden, nur Schaden leiden könne; Krankenwärterin und Hebamme könne die Frau freilich werden.

Ich habe die beiden Broschüren nicht um ihrer selbst willen erwähnt; ich will nur auf einen famosen Artikel hinweisen, den Hedwig Dohm in der „Frauenbewegung“ (Nr. 4 u. 5) gegen sie geschrieben. „Die Ritter der mater dolorosa“ nennt sie die beiden Aerzte und ihre Gesinnungsgenossen, und diesen Rittern von der traurigen Gestalt nimmt sie eine Wehr nach der andern,

*) Es liegt mir natürlich vollständig fern, hier irgendwie den ärztlichen Beruf oder die medizinische Wissenschaft als Laie angreifen zu wollen. Ich will nur konstatiren, dass gerade Diejenigen, die „unter uns Männern“ am wenigsten Ehrfurcht vor ihrer Gelehrsamkeit zeigen, sich sofort in den Mantel unnahbarer Wissenschaft hüllen, sowie sie Uebergriffe von Selten der Frauen beitreten.

**) „Das Weib in seiner Geschlechts-Individualität“ von Dr. Max Runge, Professor der Gynäkologie zu Göttingen, und „Die Frauen und das Studium der Medizin“ von Dr. Placzek, Nervenarzt in Berlin.

***) Wenn man nämlich jetzt irgend etwas heruntermachen will, so sagt man nicht: es stehe tief, oder es sei schlechter, als dieses oder jenes, sondern: es sei anders, als dieses oder jenes.

bis unter ihren blinkenden Waffen der Schlafrock des guten Bürgers zum Vorschein kommt, der durch unangenehme Konkurrenz nicht aus seiner warmen Häuslichkeit getrieben werden will.

„Dass neben dem Mann, als Arzt, das Weib, in seinem Dienst als Krankenwärterin, funktioniere, darin sieht Max Runge eine heilsame Ergänzung der Geschlechter.

Ja, glaub's schon!

Die exquisiten, subtilen Befriedigungen, die wissenschaftliche Forschung gewährt, Ehre, Ansehen, Geld und nebenbei soviel Weltlust, wie der normale Mensch nöthig hat. — für den Arzt.

Für die Krankenwärterin: unausgesetzte Verrichtung der niedrigsten, abstossendsten, todtraurigsten Dinge. Für sie keine Ehre, kein Ansehen (ausser etwa vor Gott) und gerade soviel Lohn (abgesehen von dem Lohn, der im eigenen Bewusstsein ruht oder im Himmel ausgezahlt wird), als sie zur Fristung ihrer Existenz braucht“. (Nr. 5, pag. 46).

Mit sachlicher Klarheit und überzeugender Wärme der Empfindung vernichtet sie ihre „wissenschaftlichen“ Gegner; und dann ruft sie ihnen zu:

„Hat wirklich die Menschenliebe Ihre Broshüre diktirt, meine Herren, so setzen Sie hier nicht nur Ihre Feder, sondern auch Ihre Thatkraft für die Arbeiterinnen in Bewegung, die sich zu Tode arbeiten müssen. Und sollte Ihnen dabei selbst etwas Sozialistisches passiren! Die Aerztin aber, die sich eigensinnig zu Tode arbeiten will, die überlassen Sie getrost ihrem Schicksal. Weiss sie, selbst als Aerztin, nicht, wie und wann sie sich zu schonen hat, so mag sie dahinfahren. Selbstmorde sind nicht aus der Welt zu schaffen, aber die Gesellschaftsmorde sind es.

Hier ist ein immenses Gebiet, auf dem Sie echte Frauenfürsorge bethätigen können. Hinweg mit der kleinlichen Nörgelei, einigen Hundert deutscher Frauen das ärztliche Studium wehren zu wollen, während Hunderttausende in den Fabrikräumen zu Grunde gehen!“ (pag. 46.)

Es wäre sehr gut, wenn der Artikel viel gelesen werden würde. Nicht nur in den Kreisen der Anti-Frauenrechtler. Auch manchem unserer Genossen wäre die Lektüre sehr zu empfehlen. Denn obgleich wir Sozialisten über jede Frauenrechtelei hinaus längst zur wahren Emanzipation des Weibes vorgedrungen sind, so kann sich gar Mancher die Frau der Zukunft doch nicht gut anders

vorstellen, als hinter dem Kochtopf und der Kinderwiege, natürlich beide durch elektrische Kraftübertragung bedient. Selbstverständlich wird den Frauen jede Gleichberechtigung „gewährt“, aber diese werden schon von selbst sich auf ihre Weiblichkeit beschränken und jede Bethätigung im öffentlichen Leben, in Wissenschaft, Technik und Kunst den Männern überlassen. Immermann erzählt irgendwo von einem vormärzlichen Frankfurter Radikalen, der in seinem Gleichheits-Fanatismus die ganze Stadt Frankfurt mit dem Lineal in eine bestimmte Zahl gleich grosser Bezirke eingetheilt hat; nur an einer einzigen Stelle hat der wunderschöne Plan eine arge, jede Symmetrie zerstörende Krümmung. Auf die Frage seiner Freunde, was denn diese unbegreifliche Abweichung zu bedeuten habe, antwortet der Radikale entrüstet: Aber seht Ihr denn nicht, dass da mein Haus liegt, für das ich soeben erst so und so viel bezahlt habe?

Auch viele unserer Genossen sind sehr radikal bis zu dem Punkt, wo es sich um die häusliche Gemüthlichkeit handelt. Und wenn sie sehr emanzipirt sind, so erkennen sie als Beruf der Frau neben den übrigen häuslichen Verrichtungen noch die an, dass sie die Manuskripte schreibt, die der Mann ihr diktirt. Im Uebrigen aber bleibt es bei der weiblichen Sittsamkeit, bei der „Ergänzung“ des Mannes, oder, wenn man sehr modern ist, bei der Marhoim'schen „Kapsel“.

„Nicht unter der Fahne Aeskulaps kämpfen diese Ritter der mater dolorosa, ihre Götter, — nein, Götter sind es nicht! Eine falsche Diagnose ist's, für die sie kämpfen, die falsche, schmähliche Diagnose: *Tota mulier in utero.*“ C.

In der „Neuen Zeit“ ist die sehr bedeutungsvolle Discussion zwischen Kautsky und Belfort Bax über die materialistische Geschichtsauffassung mit einem Schlussartikel Kautsky's nunmehr beendet. Insgesamt kann man wohl sagen, dass Bax im Grossen und Ganzen wohl der Unterlegene ist. Seine Argumentation bewegte sich zu sehr an der Oberfläche gewisser Einzelheiten. Ob Kautsky aber gerade die dogmatische Auffassung des historischen Materialismus, wie sie bei vielen Marxisten besteht, vertheidigt hat, ist eine andere Frage, mit der wir uns in den nächsten Heften ausführlicher beschäftigen werden. Eine sehr klare Erörterung der ganzen Discussion brachte die letzte literarische Rundschau des „Vorwärts“.

Verantwortlich für die Redaktion: Berthold Heymann.

Verlag der Sozialistischen Monatshefte, Neue Schönhauserstr. 17, Berlin C.

Geschäftsstelle für den Buchhandel: Hans Baake, City-Passage, Berlin S. Druck von Max Bading.





SOPHJA PEROWSKAJA.